



Leseprobe

Stefanie Gercke

Jenseits von Timbuktu
Roman

Bestellen Sie mit einem Klick für 10,99 €



Seiten: 768

Erscheinungstermin: 11. Februar 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

DAS BUCH

Die junge Anita Carvalho aus Hamburg verliert bei einem tragischen Unfall ihren Verlobten. Bald darauf verübt die Mutter Selbstmord, und Anita bleibt allein und einsam zurück. In den Hinterlassenschaften findet sie Hinweise auf eine Farm, die ihre Eltern früher unter dem mysteriösen Namen »Timbuktu« in Südafrika betrieben haben. Unzweifelhafte Spuren deuten darauf hin, dass Anita dort Familienangehörige hat, von denen sie bislang nichts ahnte. Um den Geheimnissen auf den Grund zu gehen, begibt sie sich auf eine gefährvolle Reise auf den Schwarzen Kontinent. Südafrika, die schillernde Regenbogennation, befindet sich kurz vor der Fußball-Weltmeisterschaft in einem turbulenten Wandel – ein Land zwischen Zukunftsoptimismus und der Ohnmacht gegenüber Korruption und Kriminalität. Und genau hier, vor hinreißender afrikanischer Kulisse, warten auf Anita böse Entdeckungen – aber vielleicht auch eine neue Liebe?

DIE AUTORIN

Stefanie Gercke wurde auf einer Insel des Bissagos-Archipels vor Guinea-Bissau / Westafrika als erste Weiße geboren und wanderte mit 20 Jahren nach Südafrika aus. Politische Gründe zwangen sie Ende der Siebzigerjahre zur Ausreise, und erst unter der neuen Regierung Nelson Mandelas konnte sie zurückkehren. Sie liebt ihre regelmäßigen kleinen Fluchten in die südafrikanische Provinz KwaZulu-Natal und lebt sonst mit ihrer großen Familie bei Hamburg.

LIEFERBARE TITEL

Ich kehre zurück nach Afrika – Schatten im Wasser (ePub) – Feuerwind – Über den Fluss nach Afrika – Schwarzes Herz – Nachtsafari – Junigewitter – Ort der Zuflucht

STEFANIE GERCKE

JENSEITS VON
TIMBUKTU

ROMAN

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

4. Auflage

Vollständige Taschenbuchausgabe 03/2013

Copyright © 2011 by Stefanie Gercke

Copyright © 2011 der Deutschen Erstausgabe

by Wilhelm Heyne Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Eisele Grafik·Design, München,

unter Verwendung eines Fotos von © Image Source/Getty Images

Satz: Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-40947-7

www.heyne.de

Die Geschichte begann an Anita Carvalhos Geburtstag, einem ungewöhnlich heißen Julitag im Jahr 2008, auf einem Segelboot vor der südöstlichen Küste Mallorcas.

Eineinhalb Jahre später, mitten im afrikanischen Busch, in einem stinkenden, kakerlakenverseuchten Loch, fragte sich Anita, wie ihr Leben wohl verlaufen wäre, wären sie an diesem Morgen nicht zu einer Segeltour aufgebrochen.

Wären sie an Land geblieben und hätten stattdessen einen Bummel durch Palmas Altstadt gemacht und anschließend ihren Geburtstag auf der Terrasse vom Can Carica gefeiert.

Hätte ihre Mutter keine Migräne bekommen.

Aber sie waren nicht an Land geblieben, sie waren hinausgesegelt, und ihre Mutter hatte Migräne bekommen.

An jenem Tag saß Anita auf dem Vordeck der Segelyacht und konnte es nicht fassen, dass das Leben so schön sein konnte. Die Welt schimmerte wie eine gläserne Perle. Kein Hauch regte sich. Der Himmel war endlos, das Meer seidenglatt, und Salzscheier drifteten glitzernd in der Luft. In der Ferne glänzten die weißen Häuser der Küstenorte zwischen sattem Piniengrün, die Berge, die das Rückgrat der Insel bildeten, waren hingewischte Pinselstriche in Monet-Blau.

Ein Tag zum Träumen, dachte Anita und sah einer Möwe nach, die auf lautlosen Schwingen in die blaue Unendlichkeit glitt. Ein Tag, an dem die Welt heil ist. Ein perfekter Tag, den man bis in alle Ewigkeit dehnen möchte. Träge lauschte sie dem leisen Plätschern am Rumpf des Bootes, das in der Mittagsflaute

dümpelte. Die gleißende Julihitze, die über der Insel lag, dämpfte alle anderen Geräusche. Ihre Gedanken verschwammen.

Zu ihrem Geburtstag hatte ihre Mutter sie und Frank für eine Woche in das kleine Haus in Mallorcas warmen Hügeln eingeladen, das ihre Eltern vor vielen Jahren von einem Künstler – einem Keramiker, der recht bekannt war – gekauft hatten. Es lag im Inneren der Insel und war aus dem typischen goldenen Sandstein der Gegend gebaut worden. Ihre Eltern hatten das Haus mit viel Eigenarbeit umgebaut, alte Wände abgedichtet, neue gezogen, Fenster hineingebrochen und den Boden gefliest. Zwei Schlafzimmer waren so entstanden, ein Badezimmer, die kleine Küche und ein Wohnzimmer, dessen zweiflügelige Glastür auf eine sonnige Terrasse führte und einen wunderbaren Blick über das weite Tal zum Meer bot, das als intensiver blauer Farbkleck den Horizont markierte. Der Ort herrlicher Erinnerungen an lange, müßige Ferientage, der Ort, an dem sie und ihre Eltern auf innigste Weise glücklich gewesen waren.

Einst hatte das Häuschen wohl als Schweinestall für die große Finca gedient, die fünfhundert Meter weiter am Berghang lag, denn an windstillen, heißen Tagen meinte Anita, in der winzigen Küche noch einen Hauch von Schwein riechen zu können. Aber dann wehte der himmlische Duft von Orangenblüten herein und vertrieb die Erinnerung an die ursprüngliche Bestimmung des Häuschens.

Seit dem Tod ihres Vaters 1985 verbrachte ihre Mutter die meiste Zeit des Jahres hier. Sie war gerade 77 Jahre alt geworden, schlank und von endlosen Stunden auf dem Golfplatz – dem einzigen Luxus, den sie sich leistete – und der Arbeit in ihrem kleinen Garten von der mediterranen Sonne lederbraun gebrannt. Anita hatte mit Vergnügen bemerkt, dass der Besitzer der großen Finca, ein distinguiertes Mallorquiner, der ebenfalls verwitwet war, immer öfter ihre Gesellschaft suchte, seit beide festgestellt hatten, dass sie die Leidenschaft für Golf und das Gärtnern teilten.

Schritte erklangen, ihre Mutter, in weißen, weiten Hosen und lockerem marineblauem Oberteil, erschien an Deck und machte sich daran, den Tisch im Cockpit aufzuklappen und Leinensets und Besteck zu verteilen. Anita öffnete die Augen und reckte sich ausgiebig. Die Segeltour war Franks Geburtstagsüberraschung, und für den Abend hatte er einen Tisch im Can Carica gebucht, dessen quirliger Inhaber den besten Fisch in Salzkruste zubereitete, der an Mallorcas Ostküste zu finden war. Ihre Mutter, die sich ab und zu ein Essen dort leistete, hatte ihn empfohlen. Anita stand auf, um zu helfen.

»Frank hat mir lediglich erlaubt, die Salatsoße zu machen, und mich an das übrige Menü nicht herangelassen.« Ihre Mutter stellte eine Flasche mit einer honigbraunen Flüssigkeit auf den Tisch. »Es ist sehr clever von dir, einen zu heiraten, der so gut kochen kann«, bemerkte sie mit einem blau funkelnden Seitenblick auf Anita. »Wenn ich mich recht erinnere, gelingen dir allenfalls Spaghetti mit Tomatensoße aus der Dose.«

Anita lachte vergnügt, während sie das im leichten Wind flatternde Sonnensegel über dem Cockpit festzurte. »Aber nein. Rühreier kann ich auch. Ziemlich leckere sogar. Die klassische Rollenverteilung gilt eben nicht mehr. Heute können Männer kochen und manche Frauen eben nicht.«

»Und wie kommt er mit deinem Temperament zurecht?«

»Na, aber ganz prima, Anna-Dora.« Frank kam mit einem üppig beladenen Tablett den Niedergang hoch und grinste seine zukünftige Schwiegermutter an. »Bei mir schnurrt sie wie ein Kätzchen, und die übrige Zeit ist sie handzahn.« Er wechselte ein verstohlenes Lächeln mit Anita und stellte das Tablett vorsichtig auf den Tisch. Sein ärmellooses schwarzes T-Shirt klebte ihm am Körper, das Haar war verschwitzt. Mit einem Hemdzipfel trocknete er sich das schweißglänzende Gesicht ab. »Heiß wie in der Hölle da unten.«

Sie setzten sich, und Frank legte je zwei Langustenhälften auf

die Teller, reichte Knoblauchbrot und den Salat herum und goss Wein ein. Anita naschte vom Salat und spießte mit verzücktem Ausdruck ein Stück Languste auf. »Der Salat ist köstlich, die Langusten sind himmlisch, und das Knoblauchbrot würde jeden Vampir in die Flucht schlagen!« Sie hob ihr Glas und prostete ihm zu.

Auch ihre Mutter hatte mit angestoßen und beschäftigte sich jetzt mit abwesendem Ausdruck mit ihrer Languste. »Denkt ihr auch an Kinder?«, fragte sie dann wie beiläufig.

Zu ihrem eigenen Erstaunen spürte Anita, dass sie rot wurde. Sie konnte sich nicht daran erinnern, wann sie diese Gefühlswalung das letzte Mal überkommen hatte. Als Schulmädchen vermutlich. Sie legte die Hände an ihr glühendes Gesicht und sandte Frank dabei einen schnellen Blick unter gesenkten Wimpern zu, worauf ein kleines Lächeln seine Mundwinkel kräuselte und er mit einem winzigen Nicken antwortete.

Anna-Dora Carvalho war eine aufmerksame Beobachterin. »Meine Güte, ist es etwa schon so weit?«, rief sie. »Das ist ja wunderbar. Ganz wunderbar. Enkelkinder ...« Ihre Augen glänzten. »Ganz wunderbar. Du glaubst gar nicht, wie ich mich freue! Wissen es deine Eltern schon, Frank?«

Er schüttelte verneinend den Kopf. »Ich habe seit Wochen nichts von ihnen gehört, also geht es ihnen sicher gut. Sie werden irgendwo tief im Dschungel stecken. Seit sie diesen kleinen Indianerstamm am Amazonas entdeckt haben, sind sie völlig aus dem Häuschen und für nichts anderes ansprechbar. Aber ich nehme an, sie werden sich auch freuen.«

Die drei am Tisch schwiegen versonnen. Jeder träumte seinen Traum. Von Wärme. Von Gemeinsamkeit. Von Liebe. Einem einfachen Leben, dachte Anita. Nichts Großes. Nichts, was den Neid der Götter der Finsternis herausforderte.

Frank hob sein Glas. »Alles Liebe zu deinem Geburtstag, mein Schatz.« Er lehnte sich vor und küsste sie ausgiebig. »Noch

zwei Wochen, dann hab ich dich ganz«, murmelte er, seine Lippen immer noch auf ihren. Ihr Atem mischte sich. Anitas Puls galoppierte.

»Dreizehn Tage«, flüsterte sie. »Welch ein unbeschreiblich herrlicher Tag ist das heute.« Sie schmiegte ihr Gesicht an seines, war süchtig nach Hautkontakt, nach intimer Zweisamkeit. Der Anfang meines Lebens, dachte sie, der Anfang von meinem Traum, der nie ein Ende haben wird.

Ihre Mutter beobachtete sie und lächelte auf eigenartige Weise. »Oh, da fehlt noch die Hauptüberraschung.« Ohne eine weitere Erklärung stand sie auf und stieg den Niedergang hinunter.

Anita schaute ihr verwirrt nach. »Noch ein Geschenk? Was das wohl ist? Hoffentlich hat sie nicht zu viel Geld ausgegeben. Ihre Pension ist nicht sehr üppig.«

»Vielleicht schenkt sie dir ein Schmuckstück aus ihrem Bestand. Das hat sie doch früher schon getan.«

Aber ihre Mutter schenkte ihr keinen Schmuck. Sie legte einen schlichten weißen Umschlag vor ihr auf den Tisch, zwischen Brotkrümel, Salzstreuer und das Keramikgefäß, das die Knoblauchbutter enthielt. Anita nahm ihn verwundert hoch. Er hatte einen Fettfleck abbekommen. Sie rieb ihn mit der Serviette weg, wie um Zeit zu gewinnen, ehe sie ihn mit dem Fingernagel aufschlitzte. Dabei blickte sie ihre Mutter zweifelnd an, fand, dass sie merkwürdig erregt wirkte, denn ihre Augen glänzten fiebrig, und sie konnte ihre Hände offensichtlich kaum stillhalten. Der Umschlag musste etwas ganz Besonderes enthalten.

Und das war es. Etwas ganz Besonderes. Es war eine Einladung für Anita und Frank, zusammen mit ihr nach Südafrika zu fliegen. Anita starrte die Worte an, die fein säuberlich mit blauer Tinte auf weißen Leinenkarton geschrieben standen: Flug von Hamburg nach Frankfurt und weiter nach Durban, Südafrika, Aufenthalt in einem Hotel namens Cabana Beach in Umhlanga Rocks, Kwa-Zulu-Natal. Rückflug zwei Wochen später auf derselben Route.

»Aber Mama«, brach es konsterniert aus Anita heraus.

Ihre Mutter hob lachend eine Hand. »Es ist an der Zeit. Das hätte ich schon vor sehr langer Zeit machen sollen.«

»Zeit ... wozu?« Anita sah sie hilflos an.

Wieder dieses Lachen. Aufgeregt, ein bisschen überdreht. Glücklich. Glücklicher, als sie ihre Mutter seit Langem erlebt hatte. »Du wirst schon sehen.«

Anita fand keine Worte. Was war nur in ihre Mutter gefahren? Woher wollte sie das Geld nehmen? Rasch überschlug sie die Kosten. Unter fünftausend Euro würde ihre Mutter kaum davonkommen, schätzte sie und erschrak.

»Ausgeschlossen«, sagte sie laut. »Mama, das ist zu viel! Viel zu viel.«

»Anita hat recht, Anna-Dora«, mischte sich Frank ein. »Das ist einfach zu viel. Lass uns wenigstens die Flüge selbst bezahlen.« Liebevoll streichelte er seiner Schwiegermutter über den Arm. Ihr Verhältnis war von Anfang an sehr gut gewesen. Er mochte sie sehr.

Anna-Dora hob lachend beide Hände. »Geht nicht. Sind schon bezahlt.«

Anita und Frank sahen sich verblüfft an. Anita zuckte in einer ratlosen Geste die Schultern.

»Ich hab's gespart. Macht euch keine Sorgen.« Anna-Dora hatte den Blickwechsel der beiden offenbar bemerkt.

»Von deiner Rente?«, platzte Anita heraus.

Wieder lachte ihre Mutter. »Keine Angst, ich habe noch ein paar Reserven. Meine Rente brauchte ich nicht anzutasten. Und nun möchte ich nichts mehr über Geld hören. Freust du dich nicht?« Es klang vorwurfsvoll.

Anita riss sich zusammen und drückte ihre Mutter fest an sich. »Doch, Mama, natürlich. Danke. Das ist das überraschendste Geschenk, das ich je bekommen habe – und das üppigste.« Es kam seltsam hölzern heraus, und ein merkwürdig unruhiges Ge-

fühl setzte sich in ihr fest, besonders als sie bemerkte, dass ihrer Mutter die Tränen in den Augen standen. »Es ist an der Zeit ... Willst du mir nicht verraten, was du damit meinst?«

Anna-Dora blickte durch sie hindurch, war ganz offensichtlich in Gedanken weit weg. »Nein, das will ich nicht. Nicht jetzt. Gedulde dich noch ein wenig. Wir fliegen am 20. Januar. Es dürfte doch kein Problem für euch sein, dann Urlaub zu bekommen, nicht wahr? Einen Mietwagen habe ich auch schon bestellt.« Ohne eine Entgegnung abzuwarten, stand sie auf und fing an abzudecken. Sie kippte die Langustenreste in eine Plastiktüte und verknotete sie, damit nicht das ganze Boot danach stank, anschließend trug sie die abgeegessenen Teller in die Kombüse.

Frank sah ihr nach. »Du musst mit deiner Gynäkologin sprechen, ob du im Januar noch eine solche Reise machen kannst.«

»Das mache ich, wenn wir zurück in Deutschland sind. Der siebte Monat wird die Grenze sein. Vielleicht kann Mama den Flug auf einen früheren Termin umbuchen.«

Er lehnte sich zu ihr hinüber und nahm ihre Hand. »Hast du irgendeine Vorstellung, was Anna-Dora meint? Wozu ist es jetzt Zeit? Es muss etwas mit dem Leben deiner Eltern in Zululand zu tun haben, da bin ich mir sicher.«

Sie hob die Schultern. »Ich habe keinen Schimmer. Ich habe schon mein Gedächtnis gründlich durchforstet, aber mir ist nichts eingefallen. Über ihre Zeit in Zululand weiß ich so gut wie gar nichts.«

»Hast du deine Eltern denn nie gefragt? Sie haben doch immerhin rund zwanzig Jahre dort gelebt.«

»Doch, schon«, antwortete sie und spielte dabei mit einer Gabel. »Immer wieder. Jahrelang. Aber ich habe nie wirklich Antworten bekommen. Ich weiß nur, dass sie dort eine Farm hatten, die sie *Timbuktu* genannt haben. Früher haben sie davon geschwärmt, vom einfachen Leben im Einklang mit der Natur,

den freundlichen Menschen, so ganz allgemein. Über ihr tägliches Leben in Zululand haben sie aber nie ein Wort verloren. Dann ist mein Vater gestorben, ganz plötzlich an einer banalen Grippe, und danach hat meine Mutter endgültig jeden Versuch von mir abgeschmettert, dieses Thema anzuschneiden. Und nun das! Ich versteh das alles nicht.«

Das letzte Mal, als sie mit ihrer Mutter darüber sprechen wollte, hatte die nur eine wegwerfende Handbewegung gemacht. »Das ist eine lange Geschichte«, hatte sie gesagt und sehr abweisend und geradezu unfreundlich dabei ausgesehen. »Eine für kalte Wintertage, wenn wir am Kamin sitzen.« Mit leidender Miene hatte sie die Augen zusammengekniffen und sich über die Stirn gestrichen.

Anita kannte diese Geste seit ihrer frühesten Jugend. Ein Migräneanfall war im Anzug, Mindestens zwei Tage lang war sie danach kaum ansprechbar, und ihr blieb nur die bohrende Frage, was in Zululand vorgefallen war, dass die bloße Erwähnung dieses heftige Verhalten auslösen konnte. »Wir haben gar keinen Kamin«, hatte sie leise gesagt, aber ihre Mutter hatte sich verschlossen und in sich zurückgezogen.

»Ich bin immer gegen eine Mauer aus Schweigen und Abwehr angerannt. Irgendwann habe ich aufgehört zu fragen. Ich möchte wirklich wissen, was vorgefallen ist, dass sie jetzt aus heiterem Himmel beabsichtigt, dorthin zurückzukehren, und vor allen Dingen, warum sie uns mitnehmen will.« Sie stand auf und stapelte die leeren Schüsseln ineinander. »Lass uns den Rest hinunterbringen.«

»Langsam bin ich sehr gespannt darauf, was uns dort erwartet.« Frank nahm ihr die Schüsseln und Pfeffer- und Salzmühle ab. »Ich bringe das in die Kombüse.«

Anita legte die Tischsets zusammen und verstaute sie unter der Sitzbank. Ihre Mutter kam gleich darauf den Niedergang hoch, dicht gefolgt von Frank.

Anna-Dora setzte sich ans Ruder, krepelte die Hosenbeine bis zum Knie auf, verknotete das Oberteil in der Taille und strich sich anschließend mit beiden Händen ihr weißes Haar hinter die Ohren. Sie legte eine Hand aufs Steuerrad. »Ich pass auf das Boot auf. Geht ihr ruhig schwimmen.«

Anita zögerte. »Wir sollten den Anker auswerfen, damit nichts passiert ... Ich meine, ein Boot zu steuern ist doch etwas anderes, als ein Auto zu lenken.«

Anna-Dora schmunzelte nachsichtig. »Mach dir keine Sorgen, Liebes. Ich kann ziemlich gut segeln. Ich habe meine Feuer- taufe vor der Küste Natal's in den Brechern des Indischen Ozeans erhalten. Danach kommt mir das Mittelmeer vor wie eine Bade- wanne.«

»Ui!«, machte Frank anerkennend. »Der Indische Ozean. Eines der schwierigsten Segelreviere der Welt. Unberechenbares Wetter, meterhohe Wellen und viele hungrige Haie im Wasser.«

Anita starrte ihre Mutter mit offenem Mund an. »Du hast nie davon erzählt, dass ihr gesegelt seid. Du und Papa.«

»Nein«, sagte Anna-Dora und schaute an ihrer Tochter vorbei zum südlichen Horizont. »Davon habe ich dir nie erzählt.«

»Hast du einen Segelschein?«, fragte Frank. »Ich muss das fragen, sonst darf ich dich laut Chartervertrag nicht ans Ruder lassen.«

»Sporthochseeschifferschein«, war die lakonische Antwort. »Alles in einem Wort geschrieben.«

»Alle Achtung!« Frank grinste überrascht. »Okay. Das reicht. Komm, Liebling, das Boot ist in besten Händen. Deine Mutter dürfte auf hoher See einen Tanker steuern. Außerdem herrscht totale Flaute. Es wird keine Schwierigkeiten geben. Da könntest sogar du am Ruder sitzen.«

Er kletterte über die Reling, sprang kopfüber ins Wasser und tauchte in einem Sprudel von Luftblasen wieder auf.

»Komm zu mir«, rief er ihr zu und streckte die Arme aus.

Anita warf ihrer Mutter noch einen zweifelnden Blick zu, schob aber dann ihr ungutes Gefühl energisch beiseite und folgte ihm mit einem Kopfsprung ins türkisblaue Wasser. Warm und seidig weich umspülte es ihren Körper. Sie schwamm Frank in die Arme.

Anna-Dora sah ihnen nach und wischte sich dabei fahrig mit einer Hand über die Stirn, als säße da ein lästiges Insekt. Die Hitze drückte, die Segel hingen schlaff herunter, das Meer lag bleiern unter dem brennenden Himmel. Ihr Kopf fühlte sich geschwollen an, und die Sonnenstrahlen stachen ihr in den Augen.

Anita tauchte neben Frank auf. »Sporthochseeschein ... Was bedeutet das?«, rief sie wassertretend.

»Sporthochseeschifferschein«, korrigierte Frank sie. »Das heißt, sie darf alle Meere befahren, unter Segel und Motor. Ich muss schon sagen, das hätte ich Anna-Dora nicht zugetraut. Ich werde mit jeder Sekunde neugieriger auf das, was in Natal auf uns wartet.«

Neugierig ist die Untertreibung des Jahrhunderts, dachte Anita. Ich platze geradezu. Mit beiden Armen warf sie sich vorwärts und kraulte davon. »Fang mich!«, schrie sie.

Frank holte sie mühelos ein. Nachdem sie mehrere Male das Boot umrundet und sich anschließend eine übermütige Wasser-schlacht geliefert hatten, kletterten sie wieder an Bord. Nass wie sie waren, warfen sie sich auf ihre Liegekissen auf dem Vorschiff, hielten sich an den Händen und schauten den Möwen nach, die über den azurblauen Himmel in die Ferne glitten. Es roch salzig nach Meer. Nach Freiheit.

Nach Leben, dachte Anita und ließ ihren Gedanken freien Lauf. Das ungute Gefühl verzog sich in die hinterste Ecke ihres Bewusstseins.

Über dem sonnenverbrannten Inland der Insel hatte die Sonne indessen die letzte Feuchtigkeit aufgesaugt. Hitze knisterte in den

Pinien, die Mallorquiner legten sich zur Siesta nieder, die Touristen rösteten sich entweder am Strand oder suchten Abkühlung an der Bar oder in den Swimmingpools. Die aufgeheizte Luft stieg vom heißen Boden auf und traf auf kühlere, feuchtere Schichten. Wassertröpfchen entstanden, die sich bald zu milchigem Dunst vereinigten. Er wurde dichter und schwerer, und nach und nach ballte er sich zu Wolken.

Die Keimzelle eines gewaltigen Gewitters war geboren.

Anita und Frank, die im lichten Schatten des Sonnensegels dösten, schienen nichts davon zu merken. Ihre Finger hatten sie fest ineinander verflochten, die Augen geschlossen.

Anna-Dora saß neben dem Ruder auf der Bank und hielt das Rad locker mit einer Hand, mit der anderen wischte sie sich den Schweiß vom Gesicht. Besorgt spürte sie, dass sich ein heißer Druck von der Größe eines Tennisballs in ihrem Hinterkopf zusammenballte. Für gewöhnlich verhielt das eine Drei-Tage-Migräne. Früher hatte ihr nicht einmal die Hitze in Afrika etwas ausgemacht. Seit sie jedoch die siebzig überschritten hatte, setzte ihr schwüles Wetter immer mehr zu. Plötzliche Blitze vor ihrem Blickfeld kündigten den nächsten Anfall an. Stöhnend ließ sie den Kopf in den Nacken fallen, wobei sie das Ruder versehentlich fahren ließ.

Das Boot reagierte fast unmerklich, aber Frank richtete sich dennoch auf. »Alles in Ordnung?«, rief er ihr zu.

Anna-Dora nickte stumm, bemüht, nicht zu zeigen, wie sie sich fühlte. Sie hatte nicht vor, ihrer Tochter diesen Tag mit Gejammer über Kopfschmerzen zu verderben.

»Bekommst du Migräne?«, rief er besorgt. »Sollen wir den Motor anwerfen und in den Hafen fahren?« Er stemmte sich auf die Füße.

»Ach was, nein. Ich nehme ein Aspirin, und dann geht's wieder.« Hoffentlich, dachte Anna-Dora und strich sich über die Stirn. »Aber ich glaube, das Wetter ändert sich.«

Ihre Annahme wurde Minuten später bestätigt. Eine plötzliche Bö ließ Staubwirbel über den Strand tanzen, die verkrüppelten Pinien am Ufer schüttelten sich, und das Meer bekam eine Gänsehaut. Das Segelboot schwankte kurz und heftig, wobei Frank fast die Balance verlor. Der Dunstschleier über dem Horizont verdichtete sich zu einer soliden, giftig violetten Wolkenwand. Der erste Donner rollte übers Meer. Noch war er kaum wahrnehmbar, verursachte eigentlich nur eine Erschütterung der Luft.

Frank aber hatte ihn gehört. »Ich muss die Segel reffen«, rief er.

Auf einmal fegte ein starker Windstoß übers Wasser, die Segel blähten sich mit einem Knall, und das Boot nahm Fahrt auf. Mit einem Satz war Frank beim Baum und wickelte eilig das überschüssige Tuch des Großsegels mittels der Handkurbel um den Baum, den er anschließend gegen weiteres Verdrehen sicherte. Seine Badeshorts flatterten in der steifer werdenden Brise.

»Herrlich! Wir bekommen endlich Wind«, schrie er Anita zu, die das hin und her schlagende Sonnensegel festhielt. »Hol bitte die Schwimmwesten.«

Der Himmel zog sich zusehends zu. Das strahlende Blau war von einem schweren Bleigrau verschluckt worden.

»Das gibt ein Unwetter!«, rief Frank mit wilder Begeisterung.

Anita lachte. Frank liebte extremes Wetter. Stürme, Gewitter, Hagel, Platzregen – alles, was andere Leute sofort Schutz suchend unter den nächsten Unterstand flüchten ließ, wirkte auf ihn wie ein Aufputzmittel.

»Kannst du das Ruder noch für einen Moment übernehmen?«, rief er Anitas Mutter zu, während er die Liegekissen einsammelte, die von der Bö übers Deck verteilt worden waren. »Ich übernehme es, wenn Anita die Schwimmwesten gebracht hat. Wir nehmen Kurs auf den Hafen, und zwar schleunigst.«

Breitbeinig stand er da, den Kopf zurückgeworfen, das kurze, dunkelblonde Haar verweht, die hellblauen Augen funkelnd

vor Lebensfreude. Geschmeidig balancierte er die Schiefelage des Decks aus und winkte Anita lachend zu. »Himmel, ist das Leben schön!«

»Sei vorsichtig«, mahnte sie ihn und sprang den Niedergang hinunter, um die Westen zu holen.

Anna-Dora nickte, packte das große Holzrad fester und bereitete sich darauf vor, den von Frank angewiesenen Kurs einzuschlagen. Der Winddruck auf den Segeln wurde stetig stärker, sie spürte den Zug am Rad und in ihren Armen. Die Muskeln an ihren Oberarmen traten hervor, so kräftig musste sie dagegenhalten.

Anita öffnete die Tür zu der großen Kajüte im Bug. Die aufgestaute Hitze schlug ihr wie eine Wand entgegen. Sofort brach ihr der Schweiß aus und strömte ihr über Brust und Rücken, obwohl sie nichts weiter als einen äußerst knappen Bikini trug. Seit zwei Wochen war es brütend heiß, regte sich fast kein Lüftchen, was besonders im Schiffsinneren jede Bewegung zu einer schweißtreibenden Anstrengung machte. Sie hörte die Wellen hart gegen den Bootsrumph klatschen und hoffte, dass sie einen Wetterumbruch ankündigten. Sie sehnte sich nach einem erfrischenden Regenguss.

Die Schwimmwesten waren unter ihrer Koje verstaut. Die Schublade hatte sich verkantet, und sie benötigte einige Zeit, bis sie ihrem kräftigen Rucken nachgab und sich wieder öffnen ließ. Sie zerrte die Westen heraus, prüfte, ob sie einsatzbereit waren. Anschließend klemmte sie sich den Stapel unter den Arm, verließ die Kajüte und durchquerte den Wohnbereich, in dem eine breite, weich gepolsterte Sitzbank mit viel Stauraum darunter und ein solider Tisch eingebaut waren. Hinter dem gut gefüllten Bücherschrank verbarg sich die winzige Küche.

Als sie den Fuß auf die unterste Stufe des Niedergangs setzte, passierten zwei Dinge auf einmal. Sie vernahm ein eigenartiges Geräusch – so als würde eine Kokosnuss aufgeschlagen –, und gleichzeitig legte sich das Boot mit Schwung auf die andere Sei-

te. Der Boden unter ihr kam hoch, sie fiel hin und stieß sich den Kopf an der Tischkante. Mit einem saftigen Kraftausdruck rapselte sie sich auf. Das Wendemanöver, das ihre Mutter ausführen wollte, war offensichtlich aus irgendeinem Grund schiefgegangen. Vermutlich war der Baum herumgeschwungen, und es war zu einer Patenthalse gekommen – eine höchst gefährliche Situation an Bord.

Ein flimmernder Angstknoten setzte sich in ihrer Magengegend fest, obwohl sie sich nicht erklären konnte, warum. Das Boot schwamm schließlich noch und lief hart am Wind, also wurde es von jemandem gesteuert. Entweder von ihrer Mutter oder von Frank. Trotzdem zitterten ihr die Hände. In fliegender Eile raffte sie die Schwimmwesten zusammen, die ihr bei dem Sturz heruntergefallen waren, und hastete hoch. Mit dem Fuß stieß sie die Tür zum Deck auf und trat hinaus.

Das Boot schoss mit hoher Geschwindigkeit übers Wasser. Ihre Mutter saß im Cockpit, hatte die Hände in die Speichen des Ruders verkrallt und starrte kalkweiß mit aufgerissenen Augen ins Leere. Frank war nirgendwo zu sehen.

Anita musste sich an der Reling festhalten. In den kabbeligen Wellen bockte die Yacht wie ein störrischer Esel. »Wo ist Frank?« Die Angst brach durch, fraß sich rasend schnell durch ihren Körper, machte ihre Stimme brüchig.

Ihre Mutter antwortete nicht. Ihr starrer Blick flackerte.

»Mama, wo ist Frank?«

Wieder bekam sie keinerlei Reaktion. Nicht einmal eine, die ihr bestätigt hätte, dass ihre Mutter sie überhaupt gehört hatte.

Anita warf die Westen ins Cockpit und lehnte sich über die Reling. »Frank!«, rief sie mehrmals. Der Wind riss ihr die Worte vom Mund und wirbelte sie hinaus über das aufgewühlte Meer.

Niemand antwortete. Jetzt verbiss sich die Angst wie ein wildes Tier in ihrer Kehle. »Frank!«, schrie sie noch einmal, bekam aber wieder nichts als das Echo ihres eigenen Wortes. Sie packte

ihre Mutter an der Schulter und schüttelte sie. »Mama, wo ist Frank?«

Anna-Dora Carvalho bewegte nur benommen den Kopf. In diesem Augenblick erinnerte sich Anita an den dumpfen Schlag, dieses grauenvolle Geräusch, als platzte eine Kokosnuss, und ihr wurde schlagartig klar, was geschehen sein musste.

»Frank!«, schrie sie, rannte wieder hinüber zur Reling und lehnte sich weit vor. »Liebling!«

Weißer Katzenköpfe tanzten auf den Wellen, lange Schaumschleier trieben dahin. Wasser, so weit sie blicken konnte. Sonst nichts. Eine schiefergraue Fläche, leer bis an den Horizont.

Die gläserne Perle zerbarst.

Später, als das Gewitter längst in sich zusammengefallen war, kreiste ein Hubschrauber der Küstenwache über dem Gebiet, wo Frank im Meer verschwunden war. Anita hatte sie über Funk gerufen. Ihr Notruf war von mehreren Motorbootkapitänen gehört worden, die jetzt bei der Suche halfen. Anita wandte den Kopf und sah dem Boot der Küstenwache entgegen, das herankam und sich schließlich längsseits legte. Der Comandante kam mit einem Kollegen an Bord ihres Bootes und begrüßte sie mit einem Nicken.

»Gehört die Yacht Ihnen, Señora?«, fragte er, ohne sich mit langen Vorreden aufzuhalten. Er sprach englisch.

»Nein. Die ist für ein paar Tage gemietet.« Ihr Mund war trocken, die Zunge klebte ihr am Gaumen. Es machte das Reden schwer.

»Wie heißen Sie, und woher kommen Sie?« Mit einem kurzen Blick vergewisserte er sich, dass sein Kollege alles notierte.

»Anita Carvalho.« Der Wind hatte deutlich nachgelassen, aber die Hitze war nicht wesentlich weniger geworden, trotzdem erschauerte sie unter dem dünnen Hemd, das sie über ihren Bikini geworfen hatte.

Der Comandante sah sie forschend an. »Carvalho? Sind Sie Portugiesin?«

»Nein, Deutsche. Mein Vater war Brasilianer. Meine Mutter heißt Anna-Dora Carvalho und lebt die meiste Zeit auf der Insel.«

»Ah«, machte der Comandante und verschränkte die Hände auf dem Rücken. »Und Sie heißen Anita. Die kleine Anna ... hübsch.« Er lächelte. Seine Zähne schimmerten sehr weiß.

Sie nickte stumm. Die kleine Anna, so hatte ihr Vater sie als kleines Mädchen immer gerufen. Er war es gewesen, der den Namen Anita für sie gewählt hatte.

Der Comandante hatte einen Augenblick nachdenklich über die Wellen geschaut, jetzt drehte er sich um. »Der Vermisste ... Wer war er?«

Die Frage kam unerwartet, und die Vergangenheitsform traf Anita in den Solarplexus. Sie rang nach Luft. »Mein Verlobter, Frank Börnsen. Er ist auch Deutscher.« Sie weigerte sich, von ihm in der Vergangenheit zu sprechen.

Der Comandante deutete mit einer Handbewegung auf seinen Kollegen. »Bitte buchstabieren Sie den Namen.«

Er wartete, bis Anita das getan hatte, dann fixierte er sie mit einem unerwartet scharfen Blick. »Was ist hier eigentlich vorgefallen?«

Das war genau das, worüber sie nicht einmal nachdenken wollte, geschweige denn reden. Aber nach einer kurzen Pause sammelte sie all ihre Kraft und berichtete mit monotoner Stimme, was vermutlich passiert war. »Gesehen habe ich den Unfall nicht, ich war unter Deck, aber ich habe gehört, wie der Baum herumgeschwungen ist und ... und jemand getroffen hat.« Wie sich das Geräusch angehört hatte, das konnte sie einfach nicht in Worte fassen. Eine Welle saurer Übelkeit drohte sie zu überrollen. »Ich habe meine Mutter gefragt, immer und immer wieder, aber es ist nichts herauszukriegen, kein Wort. Es ist, als ob sie mich überhaupt nicht versteht.«

Der Comandante tippte an seine Mütze. »Das reicht. Für jetzt. Eine genaue Aussage können Sie dann an Land bei der Hafepolizei machen.«

Danach wies er seine Besatzung an, die alte Señora, die offenbar einen so schweren Schock davongetragen hatte, dass sie nicht ansprechbar war, in sein Boot hinüberzubringen. »Bringt sie unter Deck, und schnallt sie fest«, befahl er.

Zwei seiner Leute beeilten sich, dem Befehl nachzukommen. Anna-Dora Carvalho wurde vorsichtig hinüber auf das Boot der Küstenwache gehoben und unter Deck gebracht.

Der Comandante verabschiedete sich mit einem zackigen militärischen Gruß und rief einem seiner Offiziere zu, an Bord des Segelbootes zu kommen und bei Señora Carvalho zu bleiben. Dann ging er selbst von Bord. Sein Steuermann ließ die Motoren röhren, das Boot legte sich schräg und entfernte sich mit hoher Geschwindigkeit. Anita blieb tränenüberströmt zurück.

»Es ist besser, wenn Sie sich jetzt etwas ausruhen«, sagte der Offizier der Küstenwache, löste vorsichtig ihre verkrampften Hände vom Ruder und übernahm es. »Ich bringe Sie in den Hafen.«

Anita hielt sich am Ruder fest und schüttelte in Panik den Kopf. »Nein!«, schrie sie. »Ich bleibe hier, bis wir Frank ... bis wir meinen Verlobten gefunden haben.« Sie presste die Kiefer zusammen, um zu verhindern, dass ihre Zähne klapperten, als stünde sie in eisigem Sturm.

Der Polizist sah sie an, sah ihr Zittern, die Verzweiflung, die Tränen, die sich in ihren Augenwinkeln sammelten, und nickte schließlich. Er warf den Hilfsmotor der Segelyacht an und lenkte sie dorthin, wo die Motorboote langsame, systematische Kreise zogen.

Bis die Dunkelheit hereinbrach, kreisten sie dort.

Sie fanden nicht die geringste Spur.

Der Polizist musterte Anita verstohlen. Sie starrte noch immer in verzweifelnem Schweigen auf die Wellen. Ihre Augen

waren rot gerändert, ihre Gesichtszüge schmerzverzerrt. Sichtlich verlegen schaute er hinaus übers Meer, wo der Widerschein der untergegangenen Sonne den Himmel wie Perlmutter schimmern ließ. »Es gibt hier starke Strömungen«, sagte er leise.

Anita verstand sofort. Ihre Knie knickten ein. Sie konnte sich gerade noch an der Reling festhalten. Alles, was sie hervorbrachte, war ein tonloses Wimmern.

»Ich bringe Sie jetzt in den Hafen«, murmelte der Offizier, und sein Ton ließ keinen Widerspruch zu.

Anita setzte sich aufs Deck, barg ihr Gesicht in den Armen und schluchzte, als würde sie von innen zerrissen, während die Yacht in den Hafen tuckerte.

Im Hafen angekommen, streckte der Offizier die Hand aus, um ihr auf den Anlegesteg zu helfen, aber sie wehrte seine Hilfe heftig ab. Seine schönen dunklen Augen füllten sich mit Mitleid. »Haben Sie niemanden, zu dem Sie heute Nacht gehen könnten?« Als Anita stumm den Kopf schüttelte, trat er einen Schritt zurück. »Nun gut. Ich sehe, ich kann Sie nicht überreden, von Bord zu gehen. Bitte finden Sie sich morgen im Büro der Hafenzentrale ein, damit wir Ihre Aussage aufnehmen können.«

Sein Ton war sehr offiziell, er salutierte und ging den Steg entlang zum Kai, wo er, ohne sich noch einmal zu ihr umzuwenden, in ein wartendes Polizeiauto stieg.

Anita blieb an Deck und starrte hinaus in die samtige Schwärze der mediterranen Nacht, starrte, bis Sterne vor ihren Augen tanzten und ihr der Kopf zu platzen drohte. Irgendwann ließ sie sich einfach vornüber in die Dunkelheit fallen, glitt in die stillen, kühlen Tiefen, wartete, dass die Wellen sie hinaus in die Ewigkeit trugen. Zu Frank.

Aber sofort setzte ihr Überlebensreflex ein, und obwohl sie dagegen ankämpfte, verzweifelt versuchte, Wasser einzuatmen, tauchte sie nach Luft schnappend und um sich schlagend wieder auf. Trauer, nicht auszuhaltender Schmerz und so etwas wie

Wut, das alles bündelte sich in dem lang gezogenen Schrei, der jetzt aus ihr herausbrach.

Von einer Segelyacht, die am übernächsten Liegeplatz festgemacht hatte, ertönte eine männliche Stimme auf spanisch. »He, was ist los? Brauchen Sie Hilfe?«

Anita spuckte und gurgelte, wollte dem Mann zurufen, er solle sie verdammt noch mal in Ruhe lassen, solle sich verdammt noch mal um seinen eigenen Kram kümmern, brachte aber keinen Ton heraus. Sekunden später klatschte ein Rettungsring neben ihr auf, und unmittelbar danach sprang jemand in das ölschillernde Hafenwasser und kraulte zügig auf sie zu. Mit kräftigem Beinschlag tauchte sie erneut ab, wurde aber mit einem geübten Griff unter dem Kinn gepackt und in Richtung Land gezogen.

Ihr Retter war kräftig und ließ ihr keine Chance, sich wieder loszureißen, obwohl sie heftig strampelte. Sekunden später erreichte er mit ihr die Treppe am Steg.

»Das Leben ist ein Gottesgeschenk«, prustete er. »Das wird nicht einfach so weggeworfen!«

Mit diesen Worten zog er sie hoch auf die Holzplanken und stellte sie auf die Beine, ließ ihre Schultern aber nicht los, als befürchtete er, dass sie gleich wieder ins Wasser springen könnte. Der Mann, ein gut aussehender, braun gebrannter Spanier, beugte sich zu ihr herunter und zwang sie, ihn anzusehen. »Wollten Sie sich etwa umbringen? Ich glaube, ich sollte Sie ins Krankenhaus bringen.«

»Nein, natürlich nicht«, brachte sie mühsam hervor. »Ich bin ausgerutscht und habe Wasser geschluckt. Das ist alles.« Zur Demonstration hustete sie ausdauernd und zeigte dabei mit dem Daumen auf ihre Yacht. »Das ist mein Boot. Vielen Dank für Ihre Mühe und Ihren mutigen Einsatz, aber mir ist kalt, und ich möchte mich jetzt umziehen und schlafen.«

Und allein zu sein, um mir darüber klar zu werden, wie ich ein

Leben ohne Frank leben soll, wie ich die leeren, einsamen Jahre, die vor mir liegen, durchstehen soll, setzte sie schweigend hinzu. Ihre Miene jedoch verriet nichts von ihrem inneren Zustand.

Der Spanier nahm mit zweifelndem Blick seine Hände von ihren Schultern, so als glaubte er, dass sie jeden Moment umfallen könnte. Sie zwang sich, seinen Blick mit einem freundlichen Gesichtsausdruck zu erwidern, und es gelang ihr, das Zittern so weit zu verbergen, dass er es offenbar nicht wahrnahm. Jedenfalls trat er einen Schritt zurück.

»Gut. Aber seien Sie in Zukunft vorsichtiger. Wenn Sie allein an Bord sind, sollten Sie immer gesichert sein. Das ist eine Grundregel für Solo-Segler.« Und mit unüberhörbarem Vorwurf setzte er hinzu: »Das sollten Sie doch wissen. Wenn Sie Hilfe benötigen, brauchen Sie mich nur zu rufen. Ich wohne auf meiner Yacht.«

»Okay, danke«, sagte sie mit einem gezwungenen Lächeln, sprang auf den Steg, rannte zu ihrem Boot und kletterte an Bord. Sie schaffte es noch bis in ihre Kajüte, ehe sie wie von einer Axt getroffen auf der Kojе zusammenbrach und in ein schwarzes Loch stürzte.

Das alles geschah Mitte Juli 2008.

Am nächsten Tag und an den darauffolgenden drei Tagen segelte sie jeden Morgen bei Sonnenaufgang hinaus zu der Stelle, wo Frank ins Meer gefallen war. Es herrschte ein kräftiger Wind, der ihr das lange Haar immer wieder in die Augen blies. Impulsiv nahm sie eine Schere und schnitt es kurzerhand rundherum auf Kinnlänge ab. Die abgeschnittenen Haarbüschel warf sie über Bord. Den kühlen Luftzug, der nun ihren Nacken umfächelte, empfand sie als sehr angenehm.

Stundenlang kreuzte sie dort draußen unter der sengenden Sonne, starrte gebannt von der Reling in die Wellen, vergaß zu essen, kehrte erst in den Hafen zurück, als die Nacht längst hereingebrochen war und nur die Sterne ihr den Weg leuchteten.

Sie schlief nur noch sporadisch, aß nicht, trank wenig, magerte ab, rutschte tiefer und immer tiefer in einen grauen Sumpf der Verzweiflung.

Jeden Tag besuchte sie ihre Mutter im Krankenhaus. In den paar Tagen seit dem Unfall war sie furchtbar gealtert, ihr Haar breitete sich glanzlos und strähnig auf dem Kissen aus. Ihre Augen waren leer, das Funkeln darin für immer erloschen. Stumpf sah sie ihre Tochter an, drehte sich dann wortlos zur Wand. Ein Jammerlaut wie von einem verletzten Tier, begleitet von einer heftigen Armbewegung, zeigte Anita unmissverständlich, dass ihre Mutter nicht mit ihr reden wollte.

Der Stationsarzt legte ihr nahe, sie zurück nach Deutschland in ihre gewohnte Umgebung zu bringen. »Es geht ihr nicht gut. Sie weigert sich zu essen und auch zu trinken, sodass wir sie an den Tropf legen mussten. Sie redet mit niemandem, antwortet auf keine Fragen. Bis heute haben wir nicht erfahren können, was dort draußen vorgefallen ist. Selbst ihren Namen weiß ich nur aus der Akte. Ich befürchte, sie ist in eine schwere Depression abgestürzt und braucht dringend ärztliche Hilfe, aber das hat nur Zweck, wenn es in ihrer Muttersprache geschieht.«

Anita sah ein, dass sie diese schreckliche Lethargie, die nicht nur ihre Glieder, sondern auch ihr Denkvermögen lähmte, abschütteln musste. Innerlich wie versteinert, räumte sie auf dem Boot auf und packte ihre Sachen und die ihrer Mutter. Franks Sachen fasste sie nicht an.

Konnte sie nicht anfassen, konnte kaum hinsehen. Franks Schuhe standen vor seiner Koje, zeigten deutlich die Form seiner Füße. Das Kopfkissen trug noch den Abdruck seines Kopfes. Ein Sweatshirt, das er über einen Hocker geworfen hatte, roch nach ihm. Auf dem Regal über dem Becken im Badezimmer stand sein Rasierwasser, das Deo, lag sein Kamm, die Zahnbürste. Bewegungsunfähig stand sie davor.

Aber es half nichts. Die Yacht war nur für fünf Tage gechartert.

Sie musste sich zusammenreißen und auch seine Sachen einpacken. Ihre Bewegungen waren hölzern, von puppenhaftem Automatismus, ihre Augen rot vor Schmerz. Jegliche Emotion war aus ihr herausgeronnen und hatte sie als leere Hülse zurückgelassen.

Spätnachmittags war sie fertig und wuchtete das Gepäck vom Deck aus auf den Steg. Über das Handy rief sie die Charterfirma an. Man bat sie, auf denjenigen zu warten, der die Übergabe durchführen würde. Sie musste nicht lange warten. Nach wenigen Minuten kam ein junger Mann den Steg entlang auf sie zugehauert. Er stellte sich kurz vor und drückte ihr sein Beileid aus. Anschließend ging er an Bord, während Anita zurückblieb. Sie setzte sich auf ihren Koffer und starrte mit brennenden Augen in die Wellen. Der junge Mann notierte gelegentlich etwas auf einem Block, ehe er mit einem Satz an Land sprang.

»Alles okay. Sie brauchen nur noch zu unterschreiben.« Er deutete auf ihr Gepäck. »Werden Sie abgeholt?«

Anita schüttelte stumm den Kopf, während sie ihren Namen unter das Dokument setzte. »Es gibt doch wohl Taxis im Hafen. Ich werde eines rufen.«

Der junge Mann sah sie mitleidig an. »Lassen Sie mich Ihnen helfen. Ich bringe Sie zum Büro des Hafenmeisters, und von da aus können Sie dann ein Taxi rufen. Einverstanden?« Auf ihr stummes Nicken hin packte er die zwei schwersten Koffer – er ließ Anita nur zwei relativ leichte Sporttaschen zum Tragen – und marschierte los.

Es war schon dunkel, als das Taxi die schmale, gewundene Auffahrt zum Haus ihrer Mutter hinauffuhr und vor der Tür hielt. Der Taxifahrer stellte ihr die Koffer in die Diele, tippte mit zwei Fingern dankend an seine Baseballkappe, als er das Trinkgeld sah, und fuhr davon.

Anita packte gar nicht erst aus, sondern rief sofort am Flughafen an. Es gelang ihr, Flüge für den nächsten Tag zu bekommen. Mit der Buchung forderte sie einen Rollstuhl für ihre Mutter an,

die nicht imstande sein würde, allein die Gangway hochzusteigen. Danach erkundigte sie sich im Krankenhaus nach ihrer Mutter, sprach mit dem Stationsarzt und vereinbarte, dass ihre Mutter mit einem Krankenwagen ans Flugzeug gebracht wurde.

Schlaflos geisterte sie durch das kleine Haus. Die Sonne war längst untergegangen, Mondlicht floss silbern über den steinernen Boden und die Wände, an denen Bilder in den glühenden Farben Brasiliens wie Juwelen funkelten. Ihr Vater, der aus einer sehr wohlhabenden Kaffee-Dynastie stammte, hatte sie mit in die Ehe gebracht. Ruhelos streifte sie daran vorbei. Obwohl er selbst gemalt hatte, und zwar ihrer Meinung nach wirklich gut, hing nirgendwo eines seiner eigenen Werke. Vor zwei Aquarellen mit sehr bekannten Signaturen – eines zeigte einen Sonnenaufgang über dem Meer, das andere eine Marktszene – blieb sie stehen und ließ Farben und Stimmung auf sich wirken, spürte, wie sie sich zumindest ein wenig entspannte. Gerade als sie sich abwandte, um in den Garten zu gehen, stutzte sie jedoch. Sie schaltete eine Stehlampe ein, nahm eines der Bilder von der Wand und sah es sich im Lampenlicht ganz genau an. Danach prüfte sie das zweite, dann war sie sich sicher. Beide Aquarelle waren durch Drucke ersetzt worden. Sie hängte beide Kopien zurück und starrte sie grübelnd an.

Ihre Mutter liebte die Bilder. Vielleicht hatte sie den Erlös für die Tickets nach Südafrika verwendet? Wenn sie diese zwei tatsächlich verkauft hatte, wäre das ein bedeutender Hinweis darauf, wie wichtig ihr die Reise war. Tief in Gedanken öffnete sie die Terrassentür und trat hinaus. Was steckte bloß hinter dieser Einladung?

Mondlicht lag als schimmernde Pfütze zwischen den Bougainvilleen. Feuchtigkeit stieg aus der Erde, Fledermäuse huschten durch die warme Nacht, und die kleinen Blüten eines unscheinbaren Buschs strömten einen betörenden Duft aus. »Galán de noche« hieß er, wie sie sich erinnerte. Ihr Vater hatte

ihr das erzählt. Abwesend pflückte sie eine der grünlich weißen Trompetenblüten und zerbröselte sie zwischen den Fingern.

Warum wollte ihre Mutter mit ihr nach Südafrika fliegen? Zwar hatten ihre Eltern dort gewohnt, an der Ostküste in Zululand, rund zwanzig Jahre lang, aber das war sehr lange her. Sie rechnete nach. Etwa 1972 oder '73 waren sie nach Deutschland zurückgekehrt, fünf oder sechs Jahre vor ihrer Geburt. So genau hatte sie das nie erfahren, und sie hatte sich auch nie darum gekümmert. Es hatte nichts mit ihrem Leben zu tun.

Die letzten Schnipsel der duftenden Blüte schwebten zu Boden. Sie wischte ihre Hand an ihren Leinenhosen ab und ging zurück ins Haus. Wenn es ihrer Mutter besser ging, würde sie ihr das wohl erklären können. Es war an der Zeit, dass sie alles erfuhr, und sie würde nicht lockerlassen, ehe sie jede Einzelheit kannte. Nur wovon, davon hatte sie keine Ahnung, und das war wie ein juckender Pickel.

Am nächsten Morgen bestellte sie ein Taxi, rief im Krankenhaus an, um sicherzustellen, dass ihre Mutter reisefertig war, und fuhr mit allem Gepäck zum Krankenhaus.

Man hatte die Kranke bereits in einen Warteraum im Erdgeschoss gebracht. Apathisch saß Anna-Dora Carvalho im Rollstuhl, apathisch hing sie in ihrem Sitz an Bord der Chartermaschine, apathisch ließ sie es geschehen, dass Anita ihr den Sicherheitsgurt anlegte. Sie verweigerte Essen und Trinken, schief nicht, schien überhaupt nicht wahrzunehmen, was um sie herum vorging. Anita saß neben ihr und hielt den gesamten Flug über ihre Hand. Sie war kalt und trocken und völlig reglos. Als wäre ihre Mutter bereits tot.

In Hamburg wartete ein Flughafenangestellter mit einem Rollstuhl auf Anna-Dora Carvalho und schob sie bis zum Ausgang des Flughafengebäudes. Anita rief ein Taxi heran, bugsierte ihre Mutter gemeinsam mit dem Fahrer auf den Beifahrersitz und schnallte sie fest, während er schon die Koffer einlud. Sie

gab ihre eigene Adresse an, ihre Mutter konnte schließlich unmöglich allein in ihrer Wohnung in Travemünde bleiben, und ins Krankenhaus wollte sie sie nicht bringen. Der Mutter einer Freundin hatte man im Krankenhaus schwere Beruhigungsmittel gegeben, worauf die alte Dame bei dem nächtlichen Unterfangen, die Toilette rechtzeitig zu erreichen, gestürzt war, sich verletzte, operiert werden musste und danach völlig verwirrt in einem Pflegeheim endete. Diesen Horrortrip wollte sie ihrer Mutter ersparen. Und sich auch.

Der Taxifahrer und sie brachten sie nach oben. Anna-Dora Carvalho kam so weit zu sich, dass sie, nur gestützt von Anita, die kurze Strecke von der Tür zum Gästezimmer bewältigen konnte. Anita bezahlte den Fahrer, gab ihm ein großzügiges Trinkgeld und telefonierte anschließend mit ihrem Hausarzt, der seinen Besuch noch für denselben Abend zusagte. Sie hievte das Gepäck ihrer Mutter ins Gästezimmer und bezog das Bett. Anna-Dora Carvalho setzte sich auf die Bettkante und ließ sich von Anita ausziehen. Plötzlich warf sie ihrer Tochter die Arme um den Hals.

»Es tut mir leid ... es tut mir so furchtbar leid ...«, stammelte sie und drehte sich, ihre Hände vor den Mund gepresst, zur Wand. Alle Versuche Anitas, mit ihr zu reden, prallten an ihrem abgewandten Rücken ab. Anita bemühte sich, sie dazu zu bewegen, sich hinzulegen, aber Anna-Dora Carvalho blieb störrisch sitzen. Mit einem Seufzer stand Anita auf, um ihr eigenes Bett fertig zu machen. Ihre Mutter würde sicherlich irgendwann müde werden und sich von allein hinlegen.

Anitas eigene Koffer standen noch in der Diele. Sie ließ sie stehen und öffnete die Tür zu ihrem Schlafzimmer. Zu Franks und ihrem Schlafzimmer. Als ihr Blick auf das Doppelbett fiel, das sie zusammen mit ihm erst eine Woche zuvor gekauft hatte, wurde ihr so plötzlich übel, dass sie es kaum ins Badezimmer schaffte.

Nur mit größter Selbstbeherrschung konnte sie sich dazu zwingen, die Bettwäsche abzuziehen. Es gelang ihr, bis der Duft von Franks Rasierwasser ihr ganz schwach aus seinem Kopfkissen in die Nase stieg und einen Weinkampf auslöste. Sie rutschte auf den Boden, schlang sich die Arme um den Leib und schrie, als würde ihr jemand ein Messer ins Herz stoßen.

Irgendwann war der Anfall vorüber. Restlos ausgelaugt und so schwach, als wäre sie schwer krank, öffnete sie das Fenster, um Franks Geruch zu vertreiben, und wechselte die Bettwäsche. Ihr war längst klar, dass sie in diesem Bett nicht würde schlafen können. Nach kurzer Überlegung ging sie ins Gästezimmer. Ihre Mutter hatte sich nicht gerührt. Regungslos hockte sie auf der Bettkante, protestierte aber nicht, als Anita sie hinüber ins große Schlafzimmer zu dem Doppelbett führte. Widerstandslos legte sie sich in die Kissen.

Anita stellte den Koffer ihrer Mutter ans Fußende und saß noch eine Weile neben ihr, streichelte ihr die Hand, strich ihr das Haar aus dem Gesicht und überlegte, ob und wie sie es schaffen konnte, ohne Frank weiterzuleben. Sie blieb am Bett sitzen, bis es klingelte. Es war Dr. Witt.

Er stellte seinen tropfenden Regenschirm im Flur ab. »Es schüttet fürchterlich«, sagte er freundlich. »Ihre Mutter ist krank, sagten Sie am Telefon?«

Dr. Witt war ein Mann um die fünfzig, und Anita kannte ihn schon seit Jahren. Sie schätzte seine präzisen Diagnosen und die schnörkellose, aber einfühlsame Art, wie er mit seinen Patienten umging. Mit nüchternen Worten berichtete sie ihm von dem, was auf dem Segelboot geschehen war.

Er wurde blass. »Mein Gott, Anita. Das ist ja entsetzlich. Aber was ist mit Ihnen? Kann ich Ihnen irgendwie helfen?« Impulsiv legte er ihr eine Hand fest auf die Schulter. Sie spürte seine Wärme durch das dünne T-Shirt, und das gab ihr fast den Rest.

Sein Mitgefühl warf sie um. Sie versteifte sich, ballte die Hän-

de zu Fäusten und spannte jeden Muskel an. Es kostete sie eine ungeheure Kraftanstrengung, sich nicht in seine Arme zu werfen und ihre Trauer hinauszuschreien. Schroff wehrte sie ihn ab und ging ihm mit hölzernen Schritten voraus ins Schlafzimmer. Dr. Witt folgte ihr mit seinem Arztkoffer.

Ihre Mutter war wach, aber obwohl sie die Augen geöffnet hatte, ging ihr Blick ins Leere. Sie schien Dr. Witt nicht einmal wahrzunehmen. Er zog einen Stuhl ans Bett und setzte sich. Anita ging hinaus, stellte sich im Wohnzimmer ans Fenster und starrte hinaus, ohne etwas zu sehen.

Es dauerte einige Zeit, ehe der Arzt wieder aus dem Schlafzimmer kam. Ohne Umwege teilte er ihr mit, dass ihre Mutter sofort ins Krankenhaus verlegt werden müsse. »Auf die ...« Er zögerte nur kurz, bevor er weitersprach. »Auf die Psychiatrie.«

»Nein«, sagte Anita. »Sie bleibt hier. Sie ist alles, was ich noch habe. Ich werde für sie sorgen und alles tun, was Sie mir sagen, aber meine Mutter bleibt bei mir.«

Dr. Witt musterte sie und nickte dann, als hätte er diese Reaktion erwartet. Er schrieb ihr zwei Rezepte aus und reichte sie ihr. »Das ist für Ihre Mutter. Etwas zum Schlafen und ein Mittel gegen Depressionen. Und das ist für Sie. Auch ein Schlafmittel. Sie müssen endlich mal eine Nacht zur Ruhe kommen. Ich komme morgen wieder, dann besprechen wir alles Weitere. Ihre Mutter braucht einen Facharzt, und zwar dringend.« Er zog sein Mobiltelefon hervor, rief die Apotheke an und veranlasste, dass die benötigten Medikamente umgehend geliefert wurden.

»So, das ist geregelt«, sagte er und steckte das Telefon ein. »Ich werde einen Termin mit einem mir bekannten Psychiater machen und sage Ihnen dann Bescheid. Natürlich können Sie beziehungsweise Ihre Mutter selbst entscheiden, ob Sie den Termin wahrnehmen wollen. Ich würde Ihnen aber dringend dazu raten. Morgen um neun rufe ich Sie an.« Danach verabschiedete er sich und ging.

Anita stellte ihrer Mutter ein Glas Wasser auf den Nachttisch, schloss die Tür und ging ins Gästezimmer. Als sie sich aufs Bett fallen ließ, merkte sie, dass sie tatsächlich todmüde war.

Irgendwann schlief sie ein, wanderte von einem Albtraum zum nächsten, wachte dazwischen in kurzen Abständen durchgeschwitzt und mit Herzrasen auf. Am nächsten Morgen war sie wie gerädert. Ein Blick auf die Uhr sagte ihr, dass es bereits halb zehn war und die blinkende Anzeige auf ihrem Telefondisplay zeigte an, dass Dr. Witt angerufen hatte. Sie sprang aus dem Bett und rannte hinüber zum Schlafzimmer, klopfte leise und öffnete die Tür. Die Vorhänge waren noch zugezogen. Zu ihrem Erstaunen bemerkte Anita, dass der Koffer ihrer Mutter geöffnet worden war. Sie musste aufgestanden sein, um irgendetwas herauszuholen. Dabei hatte sie wohl das Wasserglas auf dem Nachttisch umgestoßen. Es lag zerbrochen auf dem Boden.

Ihre Mutter schien noch zu schlafen. Ihre Lider waren geschlossen, ein Arm hing über die Bettkante. Auf Zehenspitzen ging Anita zum Bett, um sich zu vergewissern, dass alles in Ordnung war. Erst als sie unmittelbar davorstand, entdeckte sie es.

Aus einem langen Schnitt am linken Unterarm Anna-Dora Carvalhos sickerte Blut. Bettdecke und Laken waren blutdurchtränkt. Anita sah es, bekam aber keine Verbindung zu dem, was sich da vor ihr abspielte. Verständnislos starrte sie auf die besudelte Bettwäsche, die rot glänzende Lache auf dem hellen Teppich. Den Schnitt, der blutrot auf der weißen Haut ihrer Mutter klaffte.

Ein Blutstropfen quoll aus der Wunde. Wie hypnotisiert folgte sie seinem Weg. Er kroch übers Handgelenk in die halb geöffnete Hand ihrer Mutter und rann schließlich zwischen den Fingern herunter und fiel lautlos auf den Teppichboden.

Erst jetzt begriff sie. Sie schrie auf, geriet für Sekunden in kopflose Panik, rannte hinaus auf den Balkon, hechelte dabei, als bekäme sie nicht genug Sauerstoff. Als sie endlich zu sich

kam, ging ihr auf, dass Blut nur dann aus einer Wunde lief, wenn das Herz noch pumpte. Ihre Mutter lebte noch! Sie rannte zurück ins Zimmer, legte einen bebenden Finger an den Hals ihrer Mutter, fühlte zu ihrer grenzenlosen Erleichterung ein schwaches Pochen.

Während sie zum Bad hastete, schnappte sie sich ihr Handy, wählte im Laufen 112. Die Notrufstelle meldete sich sofort, und Anita erklärte, was vorgefallen war, gab mit ruhiger Stimme ihre Adresse an, während sie den Medikamentenschrank nach Verbandszeug durchwühlte. Nachdem ihr versichert worden war, dass der Notarzt auf dem Weg sei, lief sie mit Binden, Mull und Pflaster im Arm zurück ans Bett ihrer Mutter.

Eine der Binden schlang sie hastig zu einem dicken Knoten, den sie als Aderpresse auf dem blutenden Handgelenk benutzte, und legte darüber einen strammen Druckverband an. Mit angehaltenem Atem wartete sie, starrte auf den Verband, der sich auf der Unterseite schon rot färbte. Aber bald versiegte das Blutgetröpfel. Sie atmete auf und zog vorsichtig den rechten Arm ihrer Mutter unter der Decke hervor. Auch hier klaffte ein langer Schnitt. Schnell versorgte sie auch diese Wunde, fragte sich voller Sorge, nach welchem Zeitraum eine Aderpresse wieder gelockert werden musste.

Abermals ertastete sie die Halsschlagader der Kranken, bekam feuchte Augen, als sie noch Leben spürte. Sie überlegte, ob sie ihre Mutter auf die andere Bettseite rollen sollte, um das Laken und die Bettdecke, die steif von trocknendem Blut waren, abziehen, dabei bemerkte sie etwas Weißes auf dem Boden vor dem Nachttisch. Sie bückte sich und hielt eine offene Medikamentenschachtel in der Hand. Als sie die Schachtel herumdrehte, fiel ihr eine Blisterpackung entgegen. Sie las den Namen eines sehr starken Schlafmittels. Nicht das, was Dr. Witt ihrer Mutter verschrieben hatte. Dieses stammte aus Spanien, und die Packung war leer.

Wie gelähmt hielt sie die Pappschachtel in der Hand, konnte keinen zusammenhängenden Gedanken fassen. Draußen jaulte eine Sirene die Straße herunter, und der durchdringende Ton riss sie aus ihrer Benommenheit. Ein Auto bremste scharf vor dem Haus. Sie sprang hoch, rannte zur Tür und riss sie auf. Zwei Sanitäter und ein Notarzt standen vor ihr.

»Sie liegt im Schlafzimmer. Ich glaube, sie hat auch Schlafmittel geschluckt ...« Sie stotterte vor Aufregung und zeigte aufs Schlafzimmer.

Die drei Männer in ihren roten Reflektorjacken drängten an ihr vorbei und liefen den Korridor entlang zum Schlafzimmer.

»Verflucht«, entfuhr es einem der Sanitäter, als er die blutverschmierte Bettwäsche und die Blutlache auf dem Boden sah. »Da dürfte nicht mehr viel drin sein.«

Die darauffolgenden Minuten verschwammen für Anita in einem dichten Nebel. Der Arzt und die beiden Sanitäter waren ein eingespieltes Team und arbeiteten konzentriert und schnell.

Dabei verschob einer von ihnen das Kopfkissen, das auf der unbenutzten Seite des Bettes lag. Es fiel auf den Boden, und ein Blatt liniertes Papier, das darunter gelegen hatte, kam zum Vorschein.

Anita hob es auf. Sie erkannte, dass es eine herausgerissene, leere Seite war, die aus dem Heft des Berichts über die Odyssee ihrer Eltern quer durch Afrika nach Südafrika stammte. Eine von den Dutzend Seiten, die hinten unbeschrieben geblieben waren, denn nach 1972 brach der Bericht abrupt ab.

Hatte ihre Mutter etwas schreiben wollen? Einen Abschiedsbrief? Anita lehnte an der Wand und spürte den Drang zu schreien, etwas zu zerschlagen. Warum hatte ihre Mutter das getan? Ohne jede Erklärung, ohne ihr zu sagen, was wirklich passiert war. Warum wollte ihre Mutter sie verlassen? Für immer. Freiwillig. Sie schlug mit der Faust an die Wand, bis die Haut am Knöchel aufplatzte.

Kurz darauf hüllten die Sanitäter ihre Mutter behutsam in eine goldfarbene Isolierdecke und hoben sie anschließend auf die Trage. Ein blutverschmierter Arm rutschte unter dem Tuch hervor und baumelte über die Seite.

Anita wurde so unvermittelt schwarz vor Augen, als hätte jemand das Licht ausgeknipst. Sie fiel mit einem Schrei aufs blutbesudelte Bett und kam erst zu sich, als sie merkte, dass der Notarzt ihr eine Spritze gab.

»Nur zur Beruhigung, damit Sie schlafen können. Sie können jetzt ohnehin nichts für Ihre Mutter tun. Bis morgen ist sie mit Sicherheit nicht ansprechbar. Gibt es jemanden, der zu Ihnen kommen könnte?«

Sie schüttelte nur den Kopf. Aus den Augenwinkeln bekam sie mit, dass ihre Mutter inzwischen auf der Trage festgeschnallt war und aus dem Zimmer geschoben wurde.

Der Arzt legte die Instrumente in seinen Koffer zurück. »Wir müssen uns beeilen – rufen Sie Ihren Hausarzt an, damit der sich um Sie kümmert«, rief er ihr entschuldigend zu, während er den Sanitätern im Laufschrift folgte. Sekunden darauf schlug die Wohnungstür zu, und sie war allein in der drückenden Stille.

Sie schwankte, tastete sich an der Wand entlang ins Badezimmer, zog ihre blutverschmierte Kleidung aus und schlüpfte in Jeans und ein sauberes T-Shirt. Im Wohnzimmer fiel sie auf die Couch, während sich das Beruhigungsmittel schnell in ihrem Körper ausbreitete. Es dauerte bis zum späten Abend, ehe die Wirkung der Spritze etwas nachließ, sodass ihre Gedanken aufhörten, wie demente Fliegen herumzuschwirren. Sie hasste diese Benommenheit, die bleischweren Glieder, den trockenen Mund, die wirren Gedanken. Als sie endlich die Wirkung so weit abgeschüttelt hatte, dass sie aufstehen konnte, rief sie im Krankenhaus an und erkundigte sich nach ihrer Mutter.

»Es wäre besser, wenn Sie morgen früh hierherkommen, dann

können Sie mit dem Arzt sprechen«, wurde ihr ausweichend geantwortet. »Telefonisch darf ich Ihnen keine Auskunft geben.«

In dieser Nacht schlief Anita nicht mehr.

Der Arzt im Krankenhaus, ein jüngerer Mann mit einer wirren, dunklen Haartolle und langen bleichen Händen, teilte ihr mit, dass ihre Mutter ins Koma gefallen sei und es fraglich sei, ob sie je wieder daraus erwachen werde. Auch sei es bislang nicht sicher, ob sie durch den immensen Blutverlust einen Schaden am Gehirn davongetragen habe.

»Reden Sie viel mit ihr – das hilft oft«, bemerkte er mit Mitleid in seiner Stimme. »Nehmen Sie sich Zeit.«

Zeit hatte sie. Sie, die als Biologin mit einigen zusätzlichen Semestern Pharmakologie in einem kleinen, aber feinen Forschungslabor für innovative Kosmetik als Laborleiterin arbeitete, war mittlerweile auf unbestimmte Zeit krankgeschrieben worden.

Gleich nach dem Unglück hatte sie darauf bestanden, dass sie durchaus arbeiten könne. An ihrem ersten Arbeitstag nahm sie im Laborgebäude ihren üblichen Weg vorbei an den Käfigen der Äffchen, die für die Tests gebraucht wurden. Ganz ohne Versuchstiere gehe es nicht, wurde ihr auf ihre Fragen versichert. Es gab keine Alternative. Jeden Morgen musste sie diesen Weg nehmen, schon für einige Jahre, und wie jeden Morgen wollte sie sich auch jetzt abwenden. Den Anblick von Tieren, die gefangen in einem Käfig saßen, konnte sie auch nach all diesen Jahren nur schwer ertragen.

Nur einmal in ihrem Leben war sie in den Zoo gegangen, als Dreizehnjährige, und hatte anschließend nächtelang Pläne geschmiedet, wie sie sich hineinschleichen und die Käfige dort öffnen könnte. Natürlich fand sie heraus, dass der Zoo nachts und die Käfige immer fest verschlossen waren und dass ein Haufen Wächter auf dem Gelände patrouillierten. Sie schrieb einen flammenden Brief an den Zoodirektor, der ihre Empörung rührend

fand und ihr zwei Freikarten für den Zoo sandte. Wütend hatte sie die Tickets in kleine Stücke gerissen, in einen Umschlag gesteckt und ihm zurückgeschickt.

Doch an diesem Tag schaute sie aus irgendeinem Grund nicht rechtzeitig weg und sah sich unvermittelt mit den so erschreckend menschlich wirkenden winzigen Gesichtern konfrontiert. Das Flehen in den dunklen Augen, die zusammengekauerte, fötale Haltung, löste eine Bilderflut aus. Gesichter von Kleinkindern wirbelten mit denen der Äffchen durcheinander, die – halb wahnsinnig vor Angst festgeschnallt und mit Elektroden am Kopf – die Laborversuche ertragen mussten. Die Bilder schoben sich übereinander, und aus den Äffchen wurden Menschenbabys. Sie meinte ihr eigenes Kind zu spüren, wie es in ihrem Bauch wuchs, und sie begann unkontrolliert zu zittern. Ihr wurde heiß und wieder kalt, und dann wurde ihr schwarz vor Augen.

Eine Laborantin fand sie. Sie lag zusammengekrümmt auf dem Fliesenboden, ihre Zähne schlugen aufeinander, sie konnte kein zusammenhängendes Wort hervorbringen, geschweige denn wieder aufstehen. Ihre Kollegin rief den Betriebsarzt, der sofort entschied, dass sie auf keinen Fall arbeitsfähig sei, und sie mit der Auflage nach Hause schickte, schleunigst einen Psychotherapeuten aufzusuchen.

Aber Anita fand sich außerstande, das Seelenchaos, das in ihrem Inneren herrschte, überhaupt in Worte zu fassen, schon gar nicht einem fremden Menschen gegenüber. Zwei Tage später spürte sie einen heißen Schmerz im Unterleib und fing an zu bluten. Sie wusste sofort, dass ihr jetzt nichts mehr von Frank geblieben war.

Danach lag sie einfach apathisch im Bett, trank nur ab und zu etwas, aß das, was sie in der Küche fand. Cracker, Dosentomaten, Käsestangen. Ein paar Macadamianüsse unbestimmten Alters. Sie schmeckten dumpf. Bald vergaß sie, überhaupt etwas zu es-

sen. Sie spürte keinen Hunger. Niemand kümmerte sich um sie, denn sie hatte niemand von ihrer Rückkehr unterrichtet. Ihre Freunde glaubten, dass sie und Frank nach wie vor auf Mallorca waren. Nur ihre Mutter wusste von dem Unglück, aber diese Information war in deren komatösem Gehirn verschlossen.

Franks Eltern hatte sie natürlich unterrichtet. Es war schwierig gewesen, sie zu erreichen, und als sie seinen Vater endlich per Satellitentelefon sprechen konnte, teilte der ihr mit, dass sie das Projekt am Amazonas nicht vorzeitig abbrechen könnten.

»Wir können mit unserer Anwesenheit auch nichts ändern«, sagte er. »Kopf hoch, Anita. Noch gilt er als verschollen. Gib die Hoffnung nicht auf. Wir werden ihn noch nicht für tot erklären lassen.«

Danach wurde sie stundenlang von einem Weinkrampf geschüttelt, bis sie keine Tränen und keine Kraft mehr hatte und ihr nur endlose Erschöpfung und eine tiefe Gleichgültigkeit gegenüber dem Leben blieben. Wie ein vertrocknetes Blatt im Wind trieb sie ziellos durch die Tage. Tagelang hatte sie mit geschlossenen Augen im Bett gelegen, ganz still, und versucht sich davonzustehlen, einfach aufzuhören zu sein. Dabei fiel ihr ein Roman von Simone de Beauvoir ein, in dem der traurige Held zur Unsterblichkeit verurteilt war und sich nicht traute, sich zu verlieben, weil er wusste, dass seine Geliebte sterblich war und ihn irgendwann verlassen musste und er wieder allein sein würde. Einmal hatte er sich mehrere Jahrzehnte hinter eine Hecke gelegt und sich angestrengt, endlich zu sterben. Was ihm nicht gelungen war.

Ihr auch nicht, obwohl sie zwei Wochen lang wirklich alles daransetzte. Schließlich stand sie wieder auf, riss alle Fenster in der Wohnung weit auf, stopfte den Inhalt einer angebrochenen Packung weich gewordener Butterkekse in sich hinein, die wie Flussmoder schmeckten, erbrach sich danach prompt, wobei ihr Franks Verlobungsring vom Finger rutschte. Sie musste massiv

abgenommen haben. In ihrem Kühlschrank befand sich nichts Essbares, aber sie entdeckte eine Dose Ravioli ganz hinten im Gewürzschrank, die sie aufwärmte. Die Nudeltaschen waren klebrig und zu salzig, aber sie würgte sie hinunter und behielt sie tatsächlich bei sich. Anschließend räumte sie in der Küche auf, kroch zurück ins verwühlte Bett und schlief eine Nacht, einige Stunden zumindest. Am nächsten Morgen duschte sie ausgiebig, schob die Post beiseite, die sich auf dem Dielenboden stapelte, lief im Platzregen zwei Straßenecken weiter zum Supermarkt und kaufte ein. Brötchen, Butter, Eier, Milch und was man sonst noch für ein ausgiebiges Frühstück brauchte. Zu Hause machte sie sich Rührei auf Brötchen und Kaffee und schlang alles hinunter. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und fuhr ihren Computer hoch.

Als Erstes stornierte sie die Tickets, die ihre Mutter ihr zum Geburtstag geschenkt hatte, musste dabei natürlich schon wieder an Frank denken und konnte nicht verhindern, dass sie sich anschließend für Stunden die Seele aus dem Leib weinte. Am selben Nachmittag noch fuhr sie ins Krankenhaus, ergriff die Hand ihrer Mutter und schwieg, fand, dass sie einfach nichts sagen konnte. Ein scharfer, heißer Schmerz füllte sie vollständig aus, verdrängte jedes andere Gefühl, verdrängte alle Worte, alle Gedanken. Sie klammerte sich an der Hand ihrer Mutter fest, um diesen Schmerz irgendwie auszuhalten.

Irgendwann stieß eine Schwester geräuschvoll die Tür auf und eilte ans Bett der Kranken. Geschäftig zog sie das Laken gerade und schüttelte das Kissen auf. Sie streifte Anita mit einem Seitenblick.

»Reden Sie mit ihr. Das hilft. Von Ihrer Kindheit vielleicht? Von Ereignissen, die bedeutend für Ihre Mutter waren.« Ihre Stimme war unerträglich munter. »Wollen Sie einen Kaffee? Nein? Na, wenn Sie Durst haben – dahinten steht eine Flasche Wasser.« Die Tür fiel wieder zu.

Anita saß bewegungslos da. Ihr Inneres schien zu Stein geworden zu sein. Lange waren nur ihre und die schwachen Atemzüge ihrer Mutter im Zimmer zu hören, manchmal das Geräusch vorbeifahrender Autos, gedämpft durch die geschlossenen Fenster. Entfernte Stimmen, Hundegebell. Metallisches Klappern auf dem Gang der Station. Die Minuten verrannen. Sie saß da, bis es urplötzlich aus ihr herausbrach.

»*Timbuktu*«, sagte sie.

Und da reagierte ihre Mutter. Heftig schlug sie mit den Armen um sich, kämpfte darum, sich aufzurichten, strengte sich furchtbar an, einen Satz hervorzupressen. Aber es gelang ihr nicht, so sehr sich Anita auch um sie bemühte. Sanft ließ sie ihre Mutter wieder in die Kissen gleiten und begann zu reden.

Von Afrika, der Sahara und von Timbuktu. Besonders von Timbuktu. Aber Anna-Dora Carvalho zeigte nie wieder eine Reaktion darauf, egal, wie häufig ihre Tochter darüber sprach. Beharrlich redete Anita weiter. Von den bunten Märkten dort erzählte sie, der Hitze am Tag und dem unbeschreiblichen Sternenhimmel bei Nacht. Sie wanderte durch das Leben ihrer Eltern, hielt aber stets einen großen Sicherheitsabstand zu ihrem eigenen. Und nie streifte sie jenen heißen Julitag auf dem Meer vor Mallorca auch nur mit einem einzigen Wort.

Jeden Tag erzählte Anita ihr stundenlang von ihrem Leben, alles, was sie in den Jahren über die abenteuerliche Durchquerung Afrikas von ihr und ihrem Vater gehört hatte.

Nach einer Weile begann sie, sich vorher Notizen zu machen, das aufzuschreiben, woran sie sich von den Erzählungen ihrer Eltern erinnerte, um vielleicht irgendwann auf das eine Wort zu stoßen, das ihre Mutter zurück ins Leben holen würde.

Doch Anna-Dora Carvalho reagierte nicht einmal mit einem Liderzucken. Sie lag regungslos im Bett, die Lider geschlossen, tiefe Linien im Gesicht, die vorher nicht da gewesen waren. Ihre Sonnenbräune war längst verblasst, ihre Haut so weiß wie ihr

Haar, so als hätte alles Blut aufgehört zu zirkulieren. Sie war zu einem durchsichtigen Schatten geworden, verloren in ihrer Welt, unerreichbar für ihre Tochter.

Nach drei Wochen wurde Anna-Dora Carvalho aus dem Krankenhaus in ein Pflegeheim entlassen. Der Arzt glaubte nicht, dass sie wieder aus dem Koma erwachen würde. Anita aber hoffte weiter, erzählte ihr von Afrika, streichelte sie, stellte unzählige Fragen, auf die sie nie eine Reaktion erkennen konnte, fragte auch nach Zululand, und weil sie keine Antworten auf diese Fragen erhielt, wurde sie manchmal so wütend, dass sie sich kaum beherrschen konnte. Als würde ein glühender Ballon in ihr platzen und eine heiße Zornesflamme in den Kopf schießen. Einmal schaffte sie es nicht, sich zu beherrschen. Sie explodierte.

»Herrgott, wach endlich auf!«, schrie sie und schüttelte ihre Mutter. »Ich will verdammt noch mal Antworten haben! Und ich will wissen, was mit Frank passiert ist.«

Sofort eilte eine Schwester herbei und wollte wissen, was hier vor sich gehe, wer da so geschrien habe.

»Ich habe mir den Musikantenknochen am Arm gestoßen und laut aufgeschrien«, log Anita schnell und rieb sich demonstrativ den Ellbogen. Die Schwester zog beruhigt wieder ab.

Ihre Mutter hatte sich trotz des Lärms nicht gerührt. Wieder bekam Anita keine Erklärung. Beschämt über ihren Ausbruch, sah sie hinunter auf die Kranke. Nur deren flaches Atmen verriet, dass sie noch lebte. Ihre Haut war gelblich. Sie sah so zerbrechlich aus, so furchtbar hilflos, dass Anita vor Scham kaum Luft bekam. Sie ergriff die zarte Hand ihrer Mutter, küsste sie, stammelte, wie sie ihr fehle, wie sehr sie sie liebe. Aber ihre Mutter reagierte nicht, nicht einmal mit einem Flattern der Lider oder einem Zucken der Mundwinkel. Sie lag nur da. Eine uralte, spröde gewordene Elfenbeinskulptur.

Anitas Absicht, sich abzulenken, ihren Zorn zu mildern, in-

dem sie zurück ins Kosmetiklabor ging und bis zum Umfallen arbeitete, misslang. Sie schaffte es nur bis zum Eingang der Fabrik. Nicht weiter. Der Pförtner winkte ihr zu und öffnete die automatische Tür. Aber sie stand davor wie gelähmt. Die Tür glitt wieder zu. Sie sah am Gebäude hoch. Die Morgensonne reflektierte von den unzähligen Fenstern. Geblendet von den Lichtblitzen, wanderte ihr Blick zurück zur gläsernen Eingangstür, wo sie sich ihrem eigenen Spiegelbild gegenüber sah, das sie verzerrt aus der Glastür anstarrte. Ab und zu huschten schemenhafte Schatten durch ihr körperloses Abbild. Die Äffchen? Ihr standen die Haare zu Berge.

Sie wirbelte herum und rannte davon. Am nächsten Tag kündigte sie. Glücklicherweise besaß sie genug Ersparnisse, und Frank hatte ihr alles hinterlassen, was er besaß. Es war mehr als genug, sodass sie sich für eine Weile über ihren Lebensunterhalt keine Sorgen zu machen brauchte. Immer noch in ihrem tiefsten Inneren zornig, kehrte sie ans Krankenbett ihrer Mutter zurück.

Jeden Tag saß sie da, redete mit ihrer Mutter, hielt ihre Hand, aber sie hätte ebenso gut mit einer Puppe reden können. Schließlich hielt sie es nicht mehr aus. Von der immer wieder aufflackernden, allmählich nicht mehr zu bändigenden Rage getrieben, machte sie sich daran, den Sekretär ihrer Mutter, der im Erker ihrer kleinen Travemünder Wohnung stand, zu durchsuchen, in der Hoffnung, dort endlich Antworten zu finden. Versteckt hinter einem Paneel, gab es ein Geheimfach, das wusste sie, aber das war verschlossen.

Aus der untersten Schublade förderte sie jedoch einen Stapel verfleckter Schreibhefte zutage. Ihre Aufregung stieg, als sie feststellte, dass sie einen Bericht über die Reise ihrer Eltern durch Afrika in Form von Tagebüchern enthielten. Mit jagendem Herzen blätterte sie die Hefte durch, bis zum Ende, die inständige Hoffnung im Herzen, endlich zu erfahren, was damals in Natal geschehen war.

Aber sie wurde abermals enttäuscht. Die Aufzeichnungen hörten abrupt im Sommer 1972 auf. Die folgenden Seiten waren bis auf wenige herausgerissen, weitere Hefte konnte sie nicht finden. Sie war so enttäuscht, dass sie die Hefte beiseitelegte und einen langen Spaziergang machte. Am nächsten Tag holte sie die Tagebücher wieder hervor. Die Eintragungen waren meist in der Schrift ihrer Mutter, gelegentlich auch von ihrem Vater, und einigermaßen gut zu lesen.

Sie fing am Anfang an, den offenbar ihre Mutter geschrieben hatte.

Unser Traum beginnt im Hafen von Hamburg an Bord eines nach Maschinenöl stinkenden Frachters, der uns mit nach Dakar nehmen wird. Die Kabine ist stickig, es gibt massenweise Kakerlaken, wir müssen für unsere Passage arbeiten, das Essen ist schlecht ... aber hinter dem Horizont liegt Afrika ... und Timbuktu.

So begann der Bericht. Nachdem Anita die ersten Seiten gelesen hatte, polsterte sie ihre eigenen Notizen mit Stichworten aus dem Text ihrer Mutter aus. Wurde immer aufgeregter. Fand sie Lücken in den Aufzeichnungen, konnte sie diese oft mit ihren eigenen Erinnerungen an die Erzählungen ihrer Eltern auffüllen. Versagte ihr Gedächtnis, tastete sie sich weiter, stellte sich vor, wie es gewesen sein musste. Mehrere Schreibblöcke füllte sie auf diese Weise und fühlte sich danach merkwürdig erleichtert. Ihr Zorn zog sich zurück, und eines Tages wurde ihr klar, dass aus der Geschichte ihrer Eltern ein Buch werden musste.

TIMBUKTU würde sie es nennen.

Einen Psychotherapeuten suchte sie nie auf.

Am Ende gelang ihrer Mutter der Suizid doch noch. Sie starb an den Folgen des Selbstmordversuchs nach fünfzehn quälenden Monaten im Pflegeheim. Es passierte an einem Sonntag, als die Schwestern bei Kaffee und Kuchen zusammen in ihrem Aufenthaltsraum saßen. Wie jeden Tag hatte Anita ihre Mutter besucht

und ihr zur Begrüßung als Erstes die pflaumenweiche Wange geküsst.

Ihre Lippen trafen auf kalten, harten Marmor. Ihrer Mutter war die Flucht gelungen.

Anita blieb mit ihrem ungestillten Hunger nach Antworten zurück. Es lebte niemand mehr, den sie hätte fragen können. Ihre Familie gab es nicht mehr. Geschwister hatte sie nicht. Ihre Großeltern mütterlicherseits waren tot, die Eltern ihres Vaters aus Brasilien hatte sie nie kennengelernt. Selbst auf das Telegramm, das ihnen 1985 den Tod ihres Sohnes meldete, hatte es keinerlei Antwort gegeben. An dieselbe Adresse schrieb sie ihnen, dass nun auch ihre Mutter gestorben sei, aber niemand nahm mit ihr Kontakt auf. Sie war allein auf der Welt. Ein Gefühl, so knochenkalt wie ein eisiger Wintertag.

Allein sein, das hatte sie nie als schlimm empfunden. Es war immer vorübergehend gewesen, bis Frank wiederkam oder früher ihre Eltern. Einsamkeit aber öffnete Tore zur Dunkelheit, in der Träume und Hoffnungen verdorrten.

Als an jenem Tag, an dem ihre Mutter gegangen war, die Wohnungstür hinter ihr ins Schloss fiel, sie vom Flur aus durch die offene Schlafzimmertür ihr großes, leeres Doppelbett sehen konnte, überwältigte sie ein so großer Zorn auf das Schicksal, das ihr jeden Menschen genommen hatte, den sie geliebt hatte, dass sie schreiend ins Schlafzimmer rannte. Mit aller Kraft warf sie die kleine, elegante Skulptur eines Flusspferdes, die Frank ihr geschenkt hatte, gegen den riesigen Spiegel von Großmutterts Wäscheschrank. Der zerbarst in einem glitzernden Splitterregen. Sie riss die Schranktüren auf, zerrte den Inhalt heraus, fegte mit einer Armbewegung alles von den Kommodenoberflächen auf den Boden und trampelte es in die knirschenden Spiegelscherben. Sie verwüstete das Zimmer, in dem sie mit Frank so himmlisch glücklich gewesen war, bis nur ein Trümmerhaufen übrig blieb.

Später – ob es Minuten oder Stunden waren, hätte sie nicht sagen können – fand sie sich wieder der Länge nach in dem zertrümmerten Zimmer liegend, übersät mit Glassplittern, aus zahlreichen kleinen Wunden blutend, und war so ausgepumpt, dass sie es nur mit Mühe schaffte, sich hochzustemmen. Kaum stand sie, musste sie sich festhalten, um nicht wieder umzufallen. Sie kroch zum Bett und warf sich auf die zerwühlte Decke.

Allein.

Die Beerdigung erlebte sie hinter einer zentimeterdicken Milchglasscheibe. Ihre Haut war klamm und ohne Empfindung, in ihrem Kopf war nichts als eisige Schwärze. Die tröstenden Worte der anderen erreichten sie nur als ein Strom unverständlichen Gemurmels, die Umarmungen und Küsse ihrer Freunde spürte sie nicht.

Der Schock, der sie lähmte, wurde nicht nur durch den Tod ihrer Mutter verursacht. Auch lag es nicht daran, dass diese jetzt eineinhalb Meter unter einem efeubedeckten Erdhügel lag und ihr Körper langsam seine irdische Gestalt verlor. Ihre Mutter, die sie so heiß geliebt hatte, war ihr zu einer völlig Fremden geworden. Ihre Schockstarre hatte einen anderen Grund.

Es hatte damit begonnen, dass sie das verschlossene Geheimfach des Sekretärs in der Travemünder Wohnung öffnen musste, weil die Behörden neben der Sterbeurkunde auch das Familienbuch benötigten, ehe sie den beantragten Erbschein ausstellen konnten. Bei der Aussicht, im Geheimsten ihrer Mutter wühlen zu müssen, wurde Anita schlecht. Aber es musste sein. Widerwillig durchsuchte sie die Handtasche, die ihr mit dem übrigen Nachlass vom Pflegeheim ausgehändigt worden war, und fand einen Schlüsselbund. Es kostete sie Überwindung, die Schlüssel auszuprobieren und das Fach aufzuschließen, so wie es sie große Überwindung gekostet hatte, den Wäscheschrank ihrer Mutter aufzuräumen.

Ein staubig süßlicher Geruch schlug ihr entgegen. Das Fach

enthielt eine Dokumentenmappe zusammen mit dem Familienbuch und einer flachen Messingkassette. Die Dokumente waren vollständig, und sie legte die, die sie nicht brauchte, erleichtert zurück. Dann stand sie auf, nahm die Kassette, um sie zurückzustellen, schüttelte sie aber impulsiv. Es gab nur ein raschelndes Geräusch, doch der Deckel sprang überraschenderweise auf. Innen lag ein Briefumschlag, nichts weiter. Sie hob ihn hoch.

Er war offen. Eine Handvoll vergilbter, stockfleckiger Papierfetzen flatterte auf den Tisch. Sie sammelte sie auf und wollte sie gerade wieder in den Umschlag stecken, als ihr plötzlich ein Papierstückchen ins Auge fiel, auf dem in schwarzen Buchstaben fettgedruckt »GEBUR« stand. Neugierig geworden, sortierte sie die Schnipsel mit dem Zeigefinger und fand schließlich einen, der aus dem Wortteil »GEBURTSUR« machte. Geburtsurkunde? Wessen?

In fiebriger Hast fügte sie ein Puzzlestück ans andere, bis sie es lesen konnte. Das Wort hieß tatsächlich »Geburtsurkunde«, und darunter stand ein Name.

Anita sank auf den Stuhl zurück und starrte diesen Namen so gebannt an wie das Kaninchen die Schlange, und unter dem Hagel unbeantworteter Fragen geriet ihr Leben mit jeder Sekunde mehr aus den Fugen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen Rock 'n' Roll.

Cordelia Mbali Carvalho, geboren im Juni 1952 in Mtubatuba, Zululand.

Das Schicksal wollte es, dass sich wenige Tage später ein Verlag die Buchrechte an ihrer Timbuktu-Geschichte sicherte, und fast gleichzeitig wurden auch die Filmrechte verkauft. Der Agent, der sie anfänglich nur zögernd in seine Klientenliste aufgenommen hatte, hatte gute Arbeit geleistet.

Nicht lange danach flatterte ihr auch noch die Einladung der Filmproduktionsfirma ins Haus, im Januar ein paar Tage am Set

von *Timbuktu* in Südafrika zu verbringen. Ihr Agent beklagte sich bei ihr, dass sie nicht genügend Freude zeige. Sie konnte ihm nicht erklären, dass ihr Inneres wie hohl war und ihr die Fähigkeit, Freude zu empfinden oder auszudrücken, auf gewisse Weise abhandengekommen war.

Trotz des frühen Morgens tanzten Hitzeschlieren über dem Busch, die Sonne strahlte unbarmherzig aus dem brennend blauen Himmel und ließ jeden Tropfen Feuchtigkeit verdampfen. Jill Rogges Haut spannte sich, obwohl sie sich großzügig eingecremt hatte. Der Busch um sie herum knisterte, die Suhlen der Nashörner verkrusteten und trockneten ein, sonst ergiebige Wasserlöcher wurden zu Schlammkuhlen. Mensch und Tier lechzten nach Regen.

Sie lehnte sich weit aus dem Wagenfenster und suchte den Krokodilfluss, der sich sonst als breites, silbern glitzerndes Band durch die flache Senke unter ihr wand. Selbst mit ihrem erfahrenen Blick konnte sie ihn nur an der tropisch grünen Vegetation erkennen, die an seinem Ufer wuchs. Das Wasser war in der brutalen Trockenheit der vergangenen Wochen zu einem Rinnsal versickert.

Sie wendete und lenkte den Geländewagen vorsichtig über die Schotterstraße, die durch eine Senke zur frisch ausgebesserten Brücke über das Bett des Krokodilflusses führte. Die Oberfläche war hart wie Beton, an vielen Stellen aufgebrochen und von ausgewaschenen Rinnen und unangenehm tiefen Schlaglöchern durchzogen. Die Reifen rutschten auf dem von zerkleinertem Schotter bedeckten, abschüssigen Weg. Sie seufzte frustriert. Der nächste Regen würde nicht in den Boden eindringen können, sondern als Sturzbach hinunter zum Fluss schießen, Bäume und Geröll mit sich reißen und die Brücke erneut beschädigen. Ein Teil des Gewinns, den sie in der letzten Saison erwirtschaftet hatte, würde für Reparaturen draufgehen. Wie immer. Sie seufzte

noch einmal. Manchmal fantasierte sie von einem schönen, ereignislosen Leben in Europa ohne Naturkatastrophen.

Erfreulicherweise waren die Buchungen für die Lodge dieses Jahr ungewöhnlich gut. Das hatte sie wohl dem Fußballfieber zu verdanken. Südafrika stand wegen der Fußballweltmeisterschaft im Scheinwerferlicht. Wenn sie den überschwänglichen Berichten in den Zeitungen glauben konnte, gab es in der restlichen Welt kaum ein anderes Thema. Wirtschaftskrise, Afghanistanproblem, El Kaida und Irak-Krieg hin oder her.

Ob das nun so war oder nicht, ihrer Farm *Inqaba*, eine der schönsten und ältesten Farmen in Zululand und seit rund dreizehn Jahren eines der berühmtesten Wildreservate, kam das zugute. Außerdem erwarteten sie die Ankunft eines Filmteams aus Deutschland, wovor ihr allerdings grauste. Es war nicht das erste Mal, dass auf *Inqaba* gedreht wurde. Die Filmleute würden für die Zeit der Aufnahmen die Lodge praktisch komplett belegen – nur wenige Zimmer waren an andere Gäste vermietet –, was ihr auf der einen Seite ruhige Nächte beschere, andererseits den normalen Tagesablauf mit Sicherheit völlig durcheinanderwirbeln würde. Filmleute pflegten Bitten, doch etwas Rücksicht auf die übrigen Gäste zu nehmen, mit völligem Unverständnis zu begegnen.

Aber Gott sei Dank würde Nils dann wieder da sein und das Team in Empfang nehmen. Der Kameramann und er waren seit Ewigkeiten dicke Freunde. Saufkumpane, setzte sie für sich hinzu und verzog das Gesicht. Die meisten Journalisten, die sie kannte, tranken zu viel. Nils hatte sich das bis auf ein, zwei Ausreißer in ihrem ersten Ehejahr abgewöhnt. Glücklicherweise.

Langsam steuerte sie über die Brücke, die auf beiden Seiten in Abständen von zwei Metern mit niedrigen Betonquadern begrenzt war. Die Blöcke dienten einerseits dazu, unerfahrene Touristen davor zu bewahren, mit dem Auto über die Kante in den Fluss zu stürzen, andererseits verhinderten sie, dass sich bei Überschwemmungen ausgerissene Bäume und Büsche dort auf-

türmten. Das Flussbett wand sich in weitem Bogen nach Osten. In einigen Hundert Metern Entfernung entzog es sich ihrem Blick in einem Dickicht von raschelndem Schilf, üppigen Ilala-Palmen und wilden Bananen, deren große Blätter noch grün glänzten. Weit zurückgesetzt vom Flussufer ragte eine schroffe Felswand aus den Baumkronen.

Für einen Moment hielt sie an, schaltete den Motor ab und ließ das Fenster herunter. Tiefe Stille umfing sie. Alle Lebewesen hatten sich in schützenden Schatten zurückgezogen, lediglich einige Geier zogen ihre lautlosen Kreise am brennend blauen Himmel. Blicke der Regen noch lange aus, würden sie bald einen reich gedeckten Tisch finden.

Sie schaute hinunter zum Flussbett. Das vertraute Gurgeln des dahinströmenden Wassers war verstummt, doch hier und da glitzerten noch Pfützen zwischen den Felsen. Rotköpfige Finken schwirrten herbei und tranken, blaue Libellen flirrten über der Oberfläche, am Grund des größten Tümpels trieb eine Schildkröte. Es war kein Laut zu hören.

Ihre Augen strichen hinauf zur nächsten Anhöhe. Dort veränderte sich das Terrain. Dornendickicht und gelbes, vertrocknetes Gras überzog die weichen Hügel, vereinzelt blühende Aloen lieferten Farbtupfer, Schirmakazien, bedeckt von Schleiern gelber Mimosenblüten, warfen flirrende Schatten, gaben ihm die unvergleichliche Atmosphäre der afrikanischen Savanne. Es war eine friedliche, endlos wirkende Landschaft. Ihr Zuhause. Ihre Gedanken zerflossen im Licht.

Plötzlich hustete jemand, und sie kehrte ruckartig in die Gegenwart zurück. Es war ein kurzer, harter Laut gewesen, fast menschlich. Jetzt herrschte wieder tiefe Stille. Konzentriert lauschte sie auf eine Wiederholung des Geräuschs, spürte dabei eine drängende Unruhe. Aber es blieb still, nicht einmal ein Vogel schimpfte. Es war so, als hätte ein Schreck alle Lebewesen verstummen lassen.

War das ein Mensch gewesen? Unmöglich, gab sie sich sofort zur Antwort. Kein Mensch würde hier zu Fuß herumlaufen. Außerdem waren wohl alle Gäste mit den Rangern unterwegs. Vielleicht streunte ein Leopard umher? Obwohl das tagsüber bei dieser Hitze ungewöhnlich war. Am wahrscheinlichsten erschien es ihr, dass der Wachtposten einer Pavianherde einen Warnlaut ausgestoßen hatte. Aufmerksam suchte sie in dem staubigen Grün des gegenüberliegenden Ufersaums nach Anzeichen für die Anwesenheit von Affen. Hin und her schlagende Büsche oder Baumkronen oder Gras, das durcheinandergewirrt wurde.

Aber da war nichts. Noch einmal schaute sie genau hin, ließ keinen Zentimeter der Umgebung aus, konnte aber keinerlei Bewegung feststellen. Langsam entspannte sie sich wieder. Vermutlich war es ein einzelner Pavian gewesen. Ein junger, nach der Tonlage zu urteilen. Die Zikaden begannen eine nach der anderen ihre Saiten zu streichen, und bald vibrierte die Luft von ihrem Schreien. Sie startete den Landrover wieder.

Die Steigung auf der anderen Seite war steil, sie musste in den ersten Gang schalten. Der Motor heulte auf. Zwei junge Paviane, die am Straßenrand Marulafrüchte kauten, stoben empört schnatternd davon und sprangen in die dichte Krone eines Götterfruchtbaums, dessen dunkelgrüne Blätter wie im Sturm umherschlugen. Dort saß offenbar der Rest der Pavianfamilie. Die leisen, beruhigenden Gurrlaute der Mütter waren deutlich zu vernehmen. Einer von ihnen hatte sicher gehustet. Sie hatte also richtig gehört. Vorsichtig ließ sie das Fenster hochsurren.

Von der Anhöhe fiel das Land nach links sanft zum Flussbett ab, Palmen wuchsen fast bis an die Straße. Nach rechts säumte eine zwei Meter hohe, von dichtem Buschwerk gekrönte Stufe im Gelände den Weg wie eine Mauer. Ein juwelenblauer Glanzstar landete vor ihrem Kühler, und Jill bremste ab, um ihn nicht zu erschrecken. Dabei nahm sie gleichzeitig am äußersten Be-

reich ihres Blickfelds eine winzige Bewegung wahr. Sie wandte ihren Kopf ruckartig herum.

Der tiefe, scharf begrenzte Schatten unter einer Palmengruppe veränderte sich, wurde lang und schwärzer, bewegte sich ein paar Handbreit nach rechts, ehe er sich wieder im Lichtgeflimmer der Palmwedel auflöste.

Ein kleines Tier, das Schutz vor der sengenden Sonne suchte. Das nahm sie an, als der Schatten hochschnellte und davonhuschte, flüchtig wie der eines vorüberfliegenden Vogels. Erst als sie schon ein paar Meter weitergefahren war, wurde ihr bewusst, dass der Schatten die Umrise eines Menschen gehabt hatte. Eines kleinen Menschen. Fast die eines Kindes. Oder war es doch nur wieder ein Pavian gewesen? Sie trat so hart auf die Bremse, dass die Reifen über den Schotter rutschten.

Mit jaulendem Motor setzte sie ein paar Meter zurück, nahm ihr Gewehr aus der Halterung, sprang vom Wagen und näherte sich vorsichtig der Palmengruppe. Mit größter Aufmerksamkeit beobachtete sie ihre Umgebung und achtete auf Geräusche wie das leise Schnattern von Affenjungen, das Gurren ihrer Mütter, konnte aber nichts feststellen. Unter den Palmen ging sie in die Hocke und tastete Zentimeter für Zentimeter den Bereich darunter mit den Augen ab. Die einzigen Spuren waren ein paar umgeknickte Grashalme. Sie strich mit den Fingerspitzen darüber. Der Boden war so hart, dass derjenige, der sich hier versteckt hatte, keinerlei Abdrücke hinterlassen hatte.

In immer größer werdenden Kreisen untersuchte sie den Boden, stocherte mit einem Stock unter Büschen, schaute hinter die Felsen, die aus der roten Erde ragten, und darunter, wo es möglich war, spähte minutenlang in die Kronen der umliegenden Bäume. Aber sie fand nichts.

Ein paar Sekunden noch verharrte sie bewegungslos und hoffte, irgendetwas wahrzunehmen, eine Bewegung, einen Ton. Aber alles blieb ruhig. Vielleicht hatte sie sich doch geirrt, viel-

leicht hatten die tanzenden Schatten der Blätter, das flirrende Licht, ihre eigene Müdigkeit sie getäuscht.

Oder hatte sie doch einen der großen Affen gesehen?

Mit verschwommenem Blick starrte sie über die Palmen hinunter zum riedgesäumten Ufer. Wie ein Negativ stand das Abbild des huschenden Wesens vor ihrem inneren Auge, und jetzt im Nachhinein erkannte sie, was sie gesehen hatte. Es war kein Affe gewesen, der da weggelaufen war. Mit Sicherheit nicht. Es war ein kleiner Mensch gewesen. Ein sehr kleiner Mensch. Ein Kind.

Mit einem unbehaglichen Gefühl im Magen markierte sie die Stelle mit drei faustgroßen Steinen. Dann kehrte sie zum Auto zurück, schwang sich auf den Fahrersitz und schloss die Tür, ließ den Motor aber noch nicht an, sondern lehnte sich im Sitz zurück.

Ein Kind. Wie sollte ein Kind die Elektrozäune überwunden haben, die *Inqaba* sicherten?

Es sei denn, es war ein Sprössling einer ihrer Leute gewesen, die innerhalb des Zaunes auf ihrem Land wohnten. In Gedanken ließ sie die Kinder ihrer Angestellten vor ihrem inneren Auge aufmarschieren. Thabili und einige der Serviererinnen, die Rangerfamilien, Jonas. Aber der hatte keine Kinder. Schon wollte sie das Ganze als Hirngespinnst abtun, als sie ein weiterer Gedanke geradewegs in die Magengegend traf.

Kira und Luca, ihre eigenen Kinder. Sie lebten seit ihrer Geburt auf *Inqaba*.

Kira und Luca! Sie erstarrte. Kira würde in Kürze zehn Jahre alt werden und besaß ein überschäumendes Temperament und einen sehr eigenen Kopf, vorsichtig ausgedrückt, das hieß, sie setzte meist ihren Willen durch. Aber sie war im Busch aufgewachsen wie ihr zwei Jahre jüngerer Bruder Luca. Beide würden nie ohne Begleitung in die Wildnis wandern.

Oder?

Nein, niemals, gab sie sich selbst die Antwort. Besonders Luca würde sich nie ohne seine Schwester ins Gelände wagen. Ihre beiden Buschbabys würden nicht so dumm sein. Sicherlich nicht. Energisch drückte sie ihre Zweifel weg und zwang ihre Überlegungen in eine andere Richtung.

Wenn sie sich also doch nicht geirrt hatte, und es war tatsächlich ein Kind, das sich vor ihr versteckte, dann schwebte es in höchster Gefahr, gleichgültig, wie buscherfahren es war. Allein unterwegs im Wildreservat konnte es höchstwahrscheinlich nicht überleben. Wie in allen Reservaten herrschte auch auf *Inqaba* eine unnatürlich hohe Wilddichte, damit Touristen nicht tagelang herumstreifen mussten, ehe sie Löwen, Flusspferde, Elefanten oder Nashörner zu Gesicht bekamen. Es war eine verwaltete, gezähmte Wildnis hinter hohen, elektrisch geladenen Zäunen, ein wunderschöner Zoo, der aber ohne menschliche Hilfe und striktes Management nicht existieren konnte. Dahinter verbarg sich die Tatsache, dass einerseits die Überlebenschance der Tiere mit Medikamenten verbessert wurde, andererseits gezielt Geburtenkontrolle betrieben wurde. Die Bewegung ihrer wertvollsten Tiere, besonders die der Großkatzen, wurde mit Funkhalsbändern überwacht. Es hatte von den Gästen schon Beschwerden darüber gegeben, dass alle Löwen Halsbänder trügen und überhaupt nicht aussähen wie wilde Löwen. Eher wie übergroße Plüschtiere. Sie schnaubte. Plüschtiere! Niemand, der je erlebt hatte, wie unglaublich schnell und brutal der Angriff eines ausgewachsenen Löwen erfolgte, würde ihn je wieder als Plüschtier bezeichnen.

Die Tierbevölkerung *Inqabas* explodierte, sie brauchten immer mehr Platz, ihr Lebensraum schrumpfte ständig. Also musste der Mensch eingreifen. So gaukelte man den Touristen eine heile Welt vor. Das war nun einmal die Realität.

Aber die Tiere waren wild. Ihre Instinkte waren aufs Überleben ausgerichtet. Lief ihnen Beute über den Weg, schlugen sie

zu. Und fraßen sie auf. Für die großen Raubkatzen zählte auch der Mensch zu den Beutetieren.

Zu allem Überfluss erfasste die Elefanten vom angrenzenden Hluhluwe-Wildreservat regelmäßig der unwiderstehliche Drang, die weitere Umgebung zu erkunden. Also trampelten sie den Zaun von *Inqaba* einfach nieder und machten sich auf die Suche nach ihren Freunden, der kleinen Herde, die auf *Inqaba* lebte. Jill war überzeugt davon, dass die Tiere regelmäßig über die Zäune hinweg miteinander kommunizierten, auch um den Zeitpunkt, wann sie ihrem Wandertrieb nachgeben würden, gemeinsam zu besprechen. Elefanten konnten über Kilometer hinweg »sprechen«. Am liebsten führten sie ihre Ferngespräche abends. Jill hatte gelesen, dass die Tiere ihre Artgenossen über eine Fläche von dreihundert Quadratkilometern erreichen konnten. Eine faszinierende Angelegenheit, wenn nicht auch andere Tiere die Elefantenschneisen benutzen würden, um neue Gefilde zu erkunden.

Huftiere, Nashörner, Raubkatzen. Der Bestand auf ihrer Wildfarm fluktuierte ständig. Vor einigen Tagen waren zwei fremde Löwen auf *Inqaba* gesichtet worden. Vermutlich hatten sich wieder junge Löwenmännchen aus dem Umfolozi-Wildreservat, an dessen westlicher Grenze *Inqaba* lag, die von dem Pascha vertrieben worden waren, unter den elektrischen Zäunen durchgegraben und durchstreiften nun *Inqaba*. Nashörner und Elefanten waren groß und von den Rangern einigermaßen leicht zu entdecken. Raubkatzen dagegen waren geheimnisvolle Schatten, schwer zu finden, schwer einzufangen.

Einer ihrer Ranger meinte, sogar ein fremdes Weibchen gesehen zu haben. Wenn die jungen männlichen Löwen an Kraft und Selbstbewusstsein gewonnen hatten, kehrten sie meist auf demselben Weg nach Umfolozi zurück, um den Pascha herauszufordern. War aber eines ihrer Weibchen dabei, könnte das heißen, dass bald ein weiteres Rudel der großen Raubkatzen über *Inqaba* herrschte.

Sie schüttelte sich. Das Bild, das vor ihren Augen aufblitzte, war schrecklich. Es hieß, dass mittlerweile die meisten der Löwen in den großen Reservaten, die an oder in der Nähe der nördlichen Landesgrenze lagen, gelernt hatten, Menschen als leichte Beute anzusehen. Unzählige illegale Einwanderer überquerten diese Grenzen, meistens in der Dämmerung oder auch nachts. Ihr Ziel waren die großen Metropolen Südafrikas im Süden, und um nicht vorzeitig erwischt und wieder zurück in ihr jämmerliches Leben geschickt zu werden, benutzten sie den Busch der Wildparks als Deckung. Wie viele von ihnen dabei die Beute der Raubtiere wurden, wusste keiner. Die Knochen, die man gelegentlich fand, gaben keine gesicherte Auskunft über die Anzahl der Opfer.

Nachdenklich trommelte sie auf dem Steuerrad, dann wählte sie impulsiv die Nummer des Chefrangers von Umfolozi.

»Hi, Godfrey, hier ist Jill«, sagte sie, als er sich meldete. »Sag mal, vermisst ihr ein paar Löwen? Zwei Männchen? Unter Umständen auch noch ein Weibchen?«

»Von unseren Rangern habe ich nichts dergleichen gehört, ich werde aber nachfragen«, war die Antwort. »Ansonsten würde ich mal Maurice anrufen. Seine Zuchtstation ist überbevölkert. Und der Sicherheitsstandard seines Geheges ist nicht gerade beispielhaft, um es gelinde auszudrücken. Es würde mich nicht überraschen, wenn sich ein paar seiner Katzen auf Wanderschaft begeben haben.«

»Maurice? Verdammt, daran habe ich noch nicht gedacht. Aber du hast recht ... Danke für den Tipp.« Damit beendete sie den Anruf.

Schon hatte sie die Nummer von Maurice auf dem Display, als sie das Telefon wieder sinken ließ. Woher die Löwen stammten, war letztlich egal. Außerdem gab es noch andere Möglichkeiten. Vor vier Jahren, so wurde es später rekonstruiert, hatten Wilderer die Zäune des südlichen Krügerparks aufgeschnitten,

und zumindest eine Löwin war auf diesem Weg entwichen, was allerdings erst eine Woche später von den Rangern bemerkt wurde. Das Tier wurde in den Landstrichen südlich des Parks immer wieder gesichtet, Jäger wurden darauf angesetzt, aber die Löwin entkam jedes Mal. Irgendwann erreichte sie Zululand, wo durch einen Wolkenbruch und die darauf folgende Schlammflut die Zäune von *Inqaba* zerstört worden waren. Die Raubkatze gelangte ungehindert auf *Inqabas* Gebiet und riss eine Touristin, die sich am Swimmingpool in der Nähe des Haupthauses gesonnt hatte. Philani fand die Tote im angrenzenden Busch. Die Leiche war zumindest so weit erhalten, dass man die Frau identifizieren konnte. Obwohl Jill natürlich bis ins Mark geschockt gewesen war, hatte das Rudel von *Inqaba* zu ihrer heimlichen Erleichterung ein Alibi. Es war zur gleichen Zeit kilometerweit entfernt gesichtet worden, und zwar vollzählig.

Lieber Gott, mach, dass wir jetzt nicht zu spät kommen, betete sie. Nicht noch einmal.

Ihr Herz klopfte heftig, während sie das Funkgerät aus der Halterung löste und ihren Hauptranger rief. »Philani, hier Jill. Wir haben ein Problem. Inkinga enkulukhulu!«

Ein Riesenproblem.

Auf einem weißen Holzschild mit der abgeblättern Aufschrift »Tombouctou La Mysterieuse« hockte ein Geier und stierte hinunter auf einen verkrüppelten Bettler, in dessen offenen Wunden ein wimmelnder Pelz von Fliegen saß. Die Wüstenhitze schimmerte über der hart gebackenen roten Erde, Stimmengewirr vibrierte in der trockenen Luft. Frauen in leuchtenden Kaf-tanen gaukelten wie ein Schwarm exotisch gefärbter Schmetterlinge vor dem blassen Ocker der charakteristischen Lehmbauten Timbuktus. Ihre Lastesel trotteten mit gesenktem Kopf hinter ihnen her. Auf ihrem schmalen Rücken trugen sie den gesamten Hausstand der Familie.

Ein wenig abseits standen Männer in indigofarbenen Gewändern in engem Kreis beisammen und diskutierten mit blitzenden schwarzen Augen und weit ausholenden Armbewegungen. Kunstvoll gewundene Turbane umrahmten ihre dunklen, vom ewigen Wüstenwind gemeißelten Gesichter.

Mit einem dumpfen Knall flog jetzt die Tür im mittleren Lehmgebäude auf. Die Esel zuckten zusammen und tänzelten nervös. Eine junge Frau, barfuß und dreckverschmiert, hetzte mit ausgebreiteten Armen über den Marktplatz und stieß dabei gellende Schreie aus. Ihr zerfetztes Kleid flatterte, das dunkle Haar flog ihr wirr ums Gesicht, aus langen Schrammen lief ihr das Blut über die sonnenverbrannten Arme.

Das Stimmengewirr erstarb schlagartig, die Menschen auf dem Platz erstarrten in ihren Bewegungen. Selbst die Esel blieben stehen und wandten ihr den Kopf zu. Die Frau fiel auf die Knie, raupte sich das Haar und steigerte ihr Geschrei zum Crescendo. Der Geier schlug erschrocken mit den Flügeln.

»Halt!«, brüllte der Regisseur, der über Anita auf einer Art Hebebühne schwebte, durchs Megafon. »Marina, Liebes, könntest du deine beeindruckende Präsenz nur ein kleines bisschen zurücknehmen?«

Das Geschrei hörte wie abgeschnitten auf. Die Frau sprang auf und stemmte die Arme in die Hüften. Das Haar hing ihr in wilden Locken ins Gesicht. »Meinst du damit, dass ich übertreibe?« Mit provokantem Schwung warf sie ihre Mähne in den Nacken, ihre Augen sprühten.

Der Regisseur machte eine beschwichtigende Geste. »Du bist grandios, Schätzchen, wie immer. Aber vergiss doch bitte nicht, dass du in dieser Szene erschöpft von der Geiselhaft bist. Du hast lange nichts zu essen und zu trinken bekommen, deine Kehle ist rau, die Hitze ist mörderisch. Du hast gar keine Kraft mehr, so zu schreien. Also, etwas mehr piano, wenn ich bitten darf.«

Die Schauspielerin starrte ihn sekundenlang aufgebracht an,

dann zuckte sie mit den Achseln. Sofort veränderte sich ihre Körpersprache, die Schultern senkten sich, sie schleuderte ihr Haar nach vorn übers Gesicht, und als sie sich umwandte, um den Platz wieder zu überqueren, war ihr Gang schleppend und schwer, als lastete ein schweres Gewicht auf ihr. Nach wenigen Metern blieb sie stehen, stemmte erneut die Hände in die Hüften und spießte den Regisseur mit einem herausfordernden Blick auf.

»So etwa?«

Er verneigte sich und klatschte ihr mit erhobenen Händen lautlos Beifall zu. »Genau so, das war wirklich ergreifend. Du bist wirklich die Beste!«

Marina Muro schüttelte ihre Haarmähne wie ein gereiztes Pferd und stolzierte ohne ein weiteres Wort über den Platz zum Lehmgebäude. Vor der Tür, aus der sie herauskommen sollte, wartete schon die erschöpft wirkende Visagistin. Sie war ziemlich korpulent und schwitzte stark.

»Dramaqueen, nervtötend«, brummte Flavio Schröder, der Regisseur. Dann hob er wieder das Megafon. »Also, alles auf Anfang. Marina, meine Liebe, noch einmal bitte. Maske!«

Er wischte sich den Schweiß vom Gesicht und wartete, während die Maskenbildnerin Marina Muros Gesicht abpuderte, den verschmierten Lippenstift nachzog und ihr anschließend das Haar kunstvoll verwirrte und mit Haarspray fixierte. Eine Kollegin kümmerte sich um die Statisten, denen der herunterlaufende Schweiß Rinnen ins Make-up grub.

Die Sicherheitsleute, die von der Servicefirma gestellt worden waren – durchweg durchtrainierte junge Männer mit Ohrknöpfen und deutlichen Beulen unter ihren Hemden –, nutzten die kurze Unterbrechung, um etwas zu trinken oder sich einen Energieriegel in den Mund zu schieben, und kehrten jetzt wieder auf ihre Posten zurück. Auch die Statisten hatten sich etwas zu trinken geholt und begaben sich nun unter gemurmeltem Protest auf ihre Plätze in der sengenden Sonne.

Anita Carvalho betrachtete das Treiben. Die Geschichten ihrer Eltern hatten von endloser Weite gehandelt, vom goldenen Sandmeer der Sahara, das sich bis zum Horizont erstreckte, von üppigem Dschungel, leuchtenden Farben und faszinierenden, warmherzigen Menschen. Davon war hier mitten im Nichts irgendwo am nordwestlichen Rand des Nordkaps nahe der Grenze zu Namibia wenig zu sehen.

Vermutlich lag es daran, dass sie die Umgebung nicht restlos ausblenden konnte, wie es der Kamera möglich war. Die Stützstreben der nachgebauten Fassaden von Timbuktus Lehmhäusern waren von ihrem Platz aus teilweise sichtbar. Bei den Tuaregs in ihren wallenden Gewändern handelte es sich um Statisten, die aus einem winzigen Kaff namens Pofadder stammten. Die Esel gehörten einem ansässigen Farmer, und der Geier war der Star einer südafrikanischen Agentur, die Filmtiere dressierte. Die Schotterstraße, die zurück in die Zivilisation führte, wurde nur teilweise von einer dichten Gruppe Dornenbäume verdeckt, und die Wohnwagen für das Team, die hinter einem Sichtschutzzaun aus Markisenstoff wie ehemals die Wagenburgen der Buren im Kreis standen, zerstörten die Illusion vollends. Sie kniff die Augen zusammen. Vielleicht lag es ja auch am Licht. Vielleicht war das anders in der Sahara, weicher, goldener.

Auf ihre enttäuschte Frage, warum die Dreharbeiten nicht in der Sahara und Timbuktu selbst stattfanden, hatte der Assistent des Produzenten, ein energiegeladener, bebrillter junger Mann, geantwortet, dass es wesentlich billiger sei, in Südafrika zu drehen. Außerdem gebe es dort massenweise Produktionsfirmen, die alles bestens organisieren konnten. Location, Catering, Unterkunft, Statisten. Was man eben so als Filmproduktion brauchte.

»Und außerdem liegt Timbuktu in Mali, und jeder weiß, dass es da verdammt gefährlich ist«, hatte er erklärt. »Die entführen am laufenden Band Touristen, die dann auf Nimmer-

wiedersehen in der Wüste verschwinden oder als Leiche irgendwo auftauchen ...«

»Geil, dann kommen wir ins Fernsehen und können unsere Geschichte für einen Haufen Kohle verkaufen«, hatte ein naseweiser Praktikant, der am Kopierer stand, grinsend bemerkt.

»Wohl kaum, wenn du tot bist, du Vollidiot!«, hatte ihn der Produktionsassistent angefaucht, worauf der Praktikant den Kopf gesenkt und etwas Unverständliches gemurmelt hatte.

Aber Anita hatte Einwände gehabt. »Südafrika soll mindestens ebenso gefährlich sein«, hatte sie ihm vorgehalten. »Ich bin quer durchs Internet marschiert, um mich zu informieren, und das kann man überall lesen. Bis zu sechzig Morde am Tag passieren da! Das muss man sich mal vorstellen.«

»Fünfzig, höchstens – nach neuesten Statistiken«, war die lakonische Antwort. »Und hauptsächlich in den Schwarzentownships. Da wollen wir ja nicht hin. Und in Deutschland werden auch Menschen ermordet.«

»Eins Komma neun pro Tag«, hatte Anita gekontert. »706 im Jahr. Habe ich auch gecheckt. Das erreicht Südafrika locker in vierzehn Tagen. Nach den neuesten Statistiken wohlgermerkt. In elf Tagen, wenn man sechzig Morde täglich zugrunde legt. Außerdem sind wir über achtzig Millionen und die noch unter fünfzig.«

»Wie auch immer«, hatte der sichtlich genervte Produktionsassistent ihre Bemerkung vom Tisch gewischt. »Außerdem haben die Südafrikaner wegen der Weltmeisterschaft im Juni insgesamt 180 000 Polizisten auf den Straßen, um die Touristen zu schützen. Ein Großteil des Films wird irgendwo in der Walachei im äußersten nordwestlichen Zipfel vom Nordkap gedreht, dahin werden sich nicht so viele Verbrecher verirren. Die letzten Szenen drehen wir am Originalschauplatz in Zululand im Osten Südafrikas. Wir haben dort in einem privaten Wildreservat für eine Woche fast die ganze Lodge gemietet. Tolle Location. Allerbeste Security. Die ist sicher wie eine Festung.«

Genau die Wahl dieses Reservats hatte den Ausschlag gegeben, dass Anita überhaupt die Einladung des Produzenten angenommen hatte, für ein paar Tage die Dreharbeiten zu beobachten. Eine spontane Entscheidung, die sie jetzt schon bereute. Ständig war sie auf dem Set von Menschen umgeben, lauten, lebhaften Menschen, die ungeheuer kommunikativ waren und ständig in Bewegung. Es machte sie kribbelig und scheu. Früher war sie auch so gewesen, lebhaft und kommunikativ, aber das war längst nicht mehr so. Seit Franks Tod, dem Verlust ihres ungeborenen Babys und dem Selbstmord ihrer Mutter war diese Zeit für immer unerreichbar hinter einer schwarzen Mauer verborgen. Sie fand keine Verbindung mehr.

Aber das Wildreservat lag im Herzen von Zululand, wo sich auch die kleine Farm ihrer Eltern befunden hatte. Nur deshalb zwang sie sich, noch hierzubleiben. Von da aus würde sie dem Leben ihrer Eltern nachspüren und herausfinden können, was dort geschehen war. Was deren Traum zerstört hatte. Was sie schließlich dazu veranlasst hatte, Südafrika für immer den Rücken zu kehren. Immerhin hatten sie rund zwanzig Jahre dort gelebt, ehe sie Hals über Kopf das Land verlassen hatten. Oder verlassen mussten? Waren sie aus dem Land gejagt worden? Weil sie etwas verbochen hatten?

Hier sperrte sich ihre Fantasie. Die Eltern, die sie kannte, hätten nie etwas getan, was ihr Gastland gegen sie aufgebracht hätte, da war sie sich hundertprozentig sicher. Nachdenklich tupfte sie Stirn und Nacken ab. Der Schweiß lief ihr in Bächen herunter und kitzelte unangenehm. Hoffentlich war es auf dieser Wildfarm nicht auch so heiß. Sie hatte die Klimadaten von Ulundi gegoogelt, der Hauptstadt Zululands. Durchschnittstemperaturen von 27 Grad waren dort für tagsüber angegeben. Ein anderes Portal hatte bei dem aktuellen Wetter allerdings eine Temperatur von 35 Grad mit sehr hoher Luftfeuchtigkeit angezeigt. Sie nahm sich vor, bei der nächsten Gelegenheit ein paar

Tops mit Spaghettiträgern und Shorts zu kaufen. In Jeans und T-Shirts war diese Hitze nicht auszuhalten.

Wo genau in Zululand die Farm *Timbuktu* gelegen hatte, war ihr nicht bekannt. Auch das hatten ihr ihre Eltern nie erzählt. Sie hatte keine Ahnung, ob die Farm noch in irgendeiner Form existierte, aber sicherlich gab es so etwas wie ein Grundbuchamt, wo alle Besitzer registriert waren. Bis heute war sie selbst noch nie in Afrika gewesen. Gründe, die sie nicht genau benennen konnte, hatten sie davon abgehalten. Afrika war der Traum ihrer Eltern gewesen, nicht ihrer. Zululand war für sie nur ein Wort. Die Bilder dahinter, die die Eltern mit ihren Beschreibungen gemalt hatten, von sanften Hügeln, die sich bis zum Horizont erstreckten, von unirdisch schönen Sonnenaufgängen, bei denen man an die Schöpfung Gottes glaubte, von üppiger Vegetation und einer Luft, die so klar und süß war, dass man davon betrunken werden konnte, waren nach dem Tod ihres Vaters rasch verblasst, bis nur noch das Wort geblieben war. Bis jetzt. Nach dem, was geschehen war, würde sie dorthin fahren müssen, sonst würde sie nie ihre innere Ruhe wiederfinden.

Und vielleicht bin ich dann nicht mehr allein, fuhr es ihr unvermittelt durch den Kopf. Cordelia Mbali Carvalho! Ihre Schwester? Ihr Herz begann zu klopfen. Sie ließ sich von ihren Wünschen mitreißen.

Aber der Geier gackerte vernehmlich. Aus ihrem Traum gerissen, schaute sie hinüber zu dem riesigen Vogel mit dem hässlichen, kahlen Hals, der noch immer lärmend und flügelschlagend an der Kette zerrte, die ihn auf dem Holzschild festhielt.

Auf eine Handbewegung von Flavio Schröder hin lief sein Besitzer zu ihm und bot ihm auf seiner lederbehandschuhten Hand ein Stück Fleisch an. Der Geier schnappte zu und schlang das Fleisch hinunter. Zufrieden flappte er mit den Flügeln und erleichterte sich anschließend ausgiebig. Direkt auf den Kopf des

Schauspielers, der den Bettler mimte. Der schrie empört auf, der Geier zischte giftig, die Statisten kicherten, Anita lächelte.

Flavio Schröder stemmte sich in seinem Hochsitz halb hoch. »Noch einmal, und ich lass das Vieh ausstopfen!«, brüllte er, wobei sein Gesicht beeindruckend rot anlief. »Kann es jetzt endlich weitergehen?« Als der Vogelhalter nickte und zurücktrat, gab er das Zeichen. »Fertig«, bellte er.

Im Hintergrund schlug die Plane eines Zelts, das mit vier oder fünf identischen Zelten eine kleine Stadt bildete. Dort aßen sie mittags, die Maskenbildner gingen dort ihrem Geschäft nach, und die Schauspieler, denen kein Wohnwagen zur Verfügung stand, ruhten sich in den Drehpausen dort aus.

»Die Zeltplane!«, knurrte der Regisseur mit gefletschten Zähnen und wirkte, als könnte er jeden Augenblick einen Mord begehen.

Die Regieassistentin spurtete los. Kurz danach herrschte Ruhe.

»Fertig«, sagte Flavio Schröder in drohendem Ton.

»Ton ab!«, kommandierte sein Assistent.

»Ton läuft«, bestätigte der Tonmeister und schob seine Baseballkappe tiefer in die Stirn. Ihm lief der Schweiß in Strömen in den Hemdkragen.

Der Regieassistent hob lässig die Hand. »Kamera ab!«

»Kamera läuft.«

»Timbuktu, drei-acht, die neunte«, rief ein junger Mann und schlug die Klappe mit trockenem Knall zusammen.

»Action!«

Die Tür am anderen Ende des Marktes flog auf.

Anita beobachtete die Szene mit wachsendem Verdruss. Sie war restlos frustriert. In ihrem Buch kam keine Geiselhaft vor. Das könnte sie vielleicht noch verschmerzen, aber das Schlimmste war, dass Marina Muro ihrer Meinung nach überhaupt nicht für die Rolle ihrer Mutter passte. Diese Ansicht hatte sie von Anfang

an deutlich gemacht, hatte sich gegen diese Besetzung gewehrt und immer wieder darauf hingewiesen, dass die Hauptfigur aus Norddeutschland stamme, blond, sportlich und eher zurückhaltend sei, nicht dunkel und kurvenreich mit glühend schwarzen Augen wie der weibliche Vulkan Marina Muro.

»Sie ist die Quotenqueen, daher ihr Spitzname Money Muro«, war die lapidare Antwort des Produzenten gewesen, dem sie ihre Einwände mitgeteilt hatte. »Blond und zurückhaltend macht nicht an.«

Dagegen hatte sie nichts ausrichten können. Sie war nur die Autorin, für ein paar Tage am Set geduldet, aber mehr auch nicht. Von ihr wurde erwartet, dass sie sich im Hintergrund hielt, sich nicht einmischte und den Profis das Feld überließ. Und möglichst schnell wieder abreiste.

»Geld regiert die Welt«, hatte ihr Agent bemerkt, der wie ein Haifisch im Literaturbetrieb herumschwamm und sich die besten Happen schnappte. »Ihr Name ist noch fast unbekannt. Seien Sie froh, dass es schon mit Ihrem ersten Buch geklappt hat. Andere kassieren Dutzende von Ablehnungen und können vom Verkauf der Filmrechte nur träumen.« Dann hatte er sie mit einem bohrenden Blick bedacht. »Wie weit sind Sie mit dem zweiten?«, hatte er hinzugesetzt.

Unbehaglich drehte sie den Verschluss ihrer Wasserflasche auf und nahm einen lauwarmen, scheußlich schmeckenden Schluck. Ihr Agent hatte die Fortsetzung ihres Romans *Timbaktu* gemeint. Die Fortsetzung, für die sie bereits einen Vertrag unterzeichnet hatte. Für die sie bereits einen Vorschuss bekommen hatte, einen, der doppelt so hoch war wie für ihren Erstling. Das Geld war auch schon auf ihr Konto überwiesen worden, und sie müsste es zurückzahlen, sollte sie es nicht schaffen, das zweite Buch zu schreiben. Es war aber bereits so gut wie vollständig für die Abzahlung des Restkaufpreises ihrer Wohnung und die Reise nach Südafrika draufgegangen. Einen

Vorschuss, für den sie bisher nicht mehr als drei Seiten vorweisen konnte.

Seitdem geriet sie in einen schrecklichen Zustand der Lähmung, wenn sie nur daran dachte, und wann immer sie sich an ihren Schreibtisch setzte, war da nichts weiter als eine summen-de Leere. Keine Bilder. Keine Worte. Absolut keine Idee, wie die Geschichte weitergehen sollte.

Wie denn, bäumte sie sich auf, wie denn, wenn sie bei ihren Eltern und zum Schluss bei ihrer Mutter immer wieder gegen diese Mauer des Schweigens gerannt war? Wie denn, wenn es jetzt niemand mehr gab, der die Antworten wusste? Wie denn, wenn sie jedes Mal innerlich versteinerte, wenn sie den Namen Cordelia Mbali Carvalho vor sich sah? Tief im Inneren war sie sich darüber im Klaren, dass dieser Name das schreckliche Gefühl auslöste, das sie im Endeffekt dazu getrieben hatte, diese Reise anzutreten. Das elementare Gefühl, als hinge sie über einem schwarzen Abgrund. Oder stünde im Orkan auf einer turmhohen Klippe, das bodenlose Nichts vor sich. Es waren viele Bilder, die ihr dabei vor Augen standen. Alle hatten mit der Angst zu tun, für immer allein zu bleiben.

Diese Frau war ihre Schwester, ihre Familie. Es konnte nicht anders sein, daran hatte sie keine Zweifel. Um jenem bodenlosen Nichts zu entgehen, musste sie sich auf die Suche nach ihr machen, musste sie Cordelia finden. Aber das konnte sie nur, wenn sie die Antworten fand, die ihr die Eltern verweigert hatten. Sie musste sich auf die Spur jener verborgenen Jahre zwischen der Ankunft von Anna-Dora und Rafael Carvalho in Südafrika und ihrer überstürzten Abreise fast zwanzig Jahre später begeben. Sie musste das Geheimnis lösen, das in Zululand begraben lag. Es war die einzige Möglichkeit, die ihr verblieb.

Die Luft flimmerte über dem kargen Boden, Anitas Zunge klebte am Gaumen. Ihre Wasserflasche war leer, aber sie hatte keine Lust aufzustehen, um sich Nachschub zu holen. Sie nahm den

Strohhut ab und wischte sich übers Gesicht. Die Sonne brannte und stach auf ihrer Haut wie tausend Nadeln. Vermutlich hatte sie bereits Blasen gezogen. Mit den Fingerspitzen betastete sie ihre Schultern und spürte tatsächlich winzige Bläschen. Sie drückte ihren Strohhut wieder tief ins Gesicht und rückte dem Schatten des großen Schirms nach, der von ihr unbemerkt längst weitergewandert war.

Die Geschichte *Timbuktu* hatte sich fast von selbst geschrieben. Die Erzählungen ihrer Eltern und der Reisebericht ihrer Mutter waren das Gerüst gewesen. Daran hatte sie entlangschreiben können. Sie musste nur dem Weg ihrer Eltern folgen, die aus dem zerbombten, grauen Deutschland quer durch Afrika bis hinunter zu den fruchtbaren, grünen Hügeln Zululands gezogen waren.

So lange sie zurückdenken konnte, waren Timbuktu das Zauberwort im Leben ihrer Eltern und die Berichte von ihren Abenteuern die Märchen ihrer Kindheit gewesen. Andere Eltern lasen ihren Kindern *Pippi Langstrumpf* vor und schenkten ihren Töchtern Barbiepuppen mit rosa Prinzessinnenkleidern und funkelnenden Diademen im gelben Kunststoffhaar. Sie bekam eine kleine Stoffgiraffe und die Geschichten einer geheimnisvollen Stadt im endlosen Wüstenmeer namens Timbuktu und dem Sternenglitzern über Afrika. Sie schielte neidisch auf die Barbiepuppen, aber die Geschichten waren schön, man konnte dabei träumen, und wenn sie abends einschlief, glitt sie hinüber in eine aufregende, fremde Welt.

Wie auf den Wellen eines warmen Meers driftete sie auch jetzt zurück in diese glückliche Zeit. Die Filmkulissen zerflossen vor ihren Augen, die Stimmen um sie herum wichen zurück, bis sie nur noch die ihrer Eltern vernahm.

»Weißt du noch, damals in Afrika?«, würde einer der beiden sagen.

Unweigerlich rief dieses Wort stets ein verklärtes Lächeln auf

die Züge ihrer Mutter, ein inneres Leuchten, und ihr Vater bekam feuchte Augen und seufzte.

»Afrika«, flüsterten dann beide und fassten sich an den Händen.

Zu dritt pflegten sie sich darauf um den Esstisch zu setzen, ihr Vater holte den Atlas, und dann wanderten sie mit den Fingern über die Landkarte des riesigen Kontinents. Ihr Vater hatte sein Medizinstudium abgebrochen, um in Afrika zu sich selbst zu finden und seinem Vater zu entgehen, der ihm mit Enterbung und Schlimmerem drohte, sollte er nicht auf der Stelle gehorchen, nach Brasilien zurückkehren und in das Kaffeegeschäft der Familie einsteigen. In Hamburg war es ihnen gelungen, eine winzige Kabine auf einem Frachter zu bekommen, unter der Bedingung, dass sie in der Kombüse ihre Passage abarbeiten würden. Als sie in Dakar landeten, reichte das Geld gerade noch für zwei Fahrkarten auf der Dakar-Niger-Eisenbahn. Nach der drückenden Schwüle der feuchtheißen Westküste wurde die Luft allmählich trockener, leichter zu atmen. Der Zug ratterte durch endlose, leere Weiten, hier und da passierten sie ein paar grasgedeckte Rundhütten. Dann standen Kinder am Bahndamm und winkten und schrien, und nicht selten musste die Lokomotive mit quietschenden Bremsen den Zug stoppen, weil eine Ziegenherde einige wenige saftige Grashalme zwischen den Eisenbahnschwellen entdeckt hatte. In Koulikoro verließen sie den Zug.

»Von dort aus hätten wir weiter nach Süden durch Obervolta reisen können«, erzählte ihr Vater. »Als Kind aber habe ich die Berichte von René Caillié und Heinrich Barth gelesen, die im neunzehnten Jahrhundert Timbuktu besucht haben. Soweit wir wissen, waren sie die ersten Europäer, die es geschafft haben, die Stadtmauern von Timbuktu zu passieren. Und lebend wieder herauszukommen. Es war sehr gefährlich damals und ist es in gewisser Weise auch heute noch. Man muss wissen, wie man

sich bewegt, und wo. Heinrich Barth hat sich als Beduine verkleidet und ist tief in die geheimnisvolle Welt der Menschen dort eingedrungen. Seitdem habe ich von dieser geheimnisvollen Stadt geträumt. Und von dem Mond von Timbuktu. Wundervolle Dinge habe ich über ihn gelesen. Wie nirgendwo sonst soll er sein, Seltsames soll er bewirken, dieser Mond. Dein Herz schlägt wild und leidenschaftlich, und deine Gedanken zerfließen in seinem Licht ...«

Gedankenverloren hatte er eine kleine Melodie gesummt, eine leise Melodie voller Verlangen und Sehnsucht.

»Wir hatten Glück«, fuhr er nach einer langen Weile fort. »Am Tag unserer Ankunft in Koulikoro legte die Fähre dort an, die Menschen, Tiere und Waren in die Dörfer entlang dem Niger transportierte. Es gelang uns, zwei Passagen zu ergattern. Das Schiff hatte einen zweistöckigen Aufbau und war restlos überfüllt ...«

»Es war ein unglaubliches Gewimmel von bunt gekleideten Menschen, Ziegen, Schweinen, Hühnern«, fiel ihre Mutter ein. »Es wurde gekocht und gesungen, es roch nach Gewürzen, deren Namen wir nicht kannten, geschweige denn, dass wir sie je zuvor geschmeckt hätten ...«

»... eine Kabine hatten wir uns nicht leisten können, wir mussten oben auf dem Dach des Aufbaus unter freiem Himmel schlafen«, übernahm ihr Vater die Geschichte. »Direkt neben einer fetten, trächtigen Sau, die einem alten Mann gehörte, der das Schwein kralte und ständig vor sich hin kicherte ...«

»... und dabei seinen einzigen Zahn zeigte«, lachte ihre Mutter aufgeregt. »Den hatte er sich vergolden lassen ...«

»... ach, welch ein Abenteuer war das Ganze doch!«, sagte ihr Vater. »Welche Geschichten wir dort gehört haben!« Er hatte geseufzt, dabei sehnsüchtig hinaus in den norddeutschen Nieselregen geschaut, und die blauen Augen ihrer Mutter hatten verräterisch geblinzt.

Der Tonfall ihrer Mutter war hell und klingend, der ruhige, dunkle ihres Vaters umfloss sie wie warmer Honig. Er begann einen Satz, sie vollendete ihn. Im Duett erzählten sie mit funkelnden Blicken und Lachen in der Stimme von der Zeit vor Anitas Geburt, ließen sie die trockene Glut der Sahara spüren, die überraschend kalten Nächte, ließen sie den fauligen Geruch von Sümpfen riechen und die Süße der Frangipaniblüten an der Küste. Sie hörte Namen wie Bamako, Ouagadougou und Bobo-Dioulassou, atmete den Staub von Djenné, der Inselstadt im Nigerdelta, wo im April alle Bewohner den Putz der weltberühmten, ausschließlich aus Lehm gebauten Moschee, der in jeder Regenzeit weggespült wurde, gemeinsam neu aufbrachten. Dann trugen Jugendliche mit Lehm gefüllte geflochtene Körbe auf dem Kopf zur Moschee, Eselskarren, hochgetürmt mit Lehm, rasten durch die engen Gassen. Es war ein Geschrei und Gelächter und Gewieher gewesen, berichtete ihr Vater, und eine Unmenge der roten Erde wurde aufgewirbelt, sodass am Schluss die Menschen wie wandelnde, rotbraune Statuen herumliefen. Anita war dabei, in der Hitze und mitten im Gelächter, und nachts schwebte sie in ihren Träumen unter dem glitzernden Sternenzelt Afrikas.

Natürlich gab es auch Geschichten über Entbehrung und Hunger und davon, dass zwei verbeulte Töpfe, eine Packung Streichhölzer und eine Dose mit Salz für ihre Eltern zeitweilig der größte Schatz gewesen waren.

»Mama konnte eine außerordentlich schmackhafte Suppe aus Raupen kochen«, erzählte ihr Vater und lachte, wenn sie angeekelt das Gesicht verzog.

In Abidjan konnten ihre Eltern erneut auf einem Frachter anheuern. Der brachte sie bis nach Kapstadt. Von dort schlugen sie sich nach Natal durch, wo ihr Vater Arbeit auf einer Farm bekam. Das Schicksal wollte es, dass kurz nach ihrer Ankunft die Farmersfrau Wehen bekam. Es war ihr drittes Kind, und bisher hatte es bei der kräftigen Frau nie Komplikationen gegeben, wie

ihr Mann berichtete, aber dieses Mal ging nichts glatt. Das Kind lag verkehrt herum. Drei Tage quälte sich die Farmersfrau, schrie abwechselnd vor Schmerzen und Angst und verfiel dazwischen in apathische Erschöpfung. Der Ehemann war so verzweifelt, dass er erwo, eine Zulu-Medizinfrau zu rufen. Anitas Vater bekam mit, wie er das mit einem Nachbarn besprach, und bat darauf schüchtern, die Frau untersuchen zu dürfen. Erst wehrte der Farmer ab, aber als er begriff, dass sein Stallbursche Mediziner war, zumindest fast, stimmte er zu. Es gelang Anitas Vater, das Ungeborene zu drehen. Mutter und Kind überlebten.

»Dein Vater war wunderbar«, schwärmte ihre Mutter mit leuchtenden Augen. »Und der Farmer überschrieb ihm aus Dankbarkeit drei Hektar Land. Wir bauten ein winziges Haus darauf und nannten es *Timbuktu*.«

Das war die einzige Geschichte, die sie von der Zeit in Zulu-land erfuhr. Ihren Fragen, wie das Leben auf der Farm gewesen sei, warum sie nicht dortgeblieben seien, wenn sie es doch so geliebt hätten, wichen sie auf so geschickte Weise aus, dass sie es lange Zeit nicht merkte.

1985 starb ihr Vater. Ganz banal an einer verschleppten Grippe. Danach erlosch das Leuchten in den Augen ihrer Mutter für immer, und danach sprach sie auch nie mehr über Afrika. Es gab keine angefangenen Sätze mehr, die sie hätte vollenden können.

Aus dem Duett war ein Solo geworden.

Anitas Fragen prallten an ihrer Mutter ab wie an Beton. Aber sie war erst dreizehn, ihr Leben ging weiter, und mit den Jahren verlor auch das Zauberwort Timbuktu seinen Glanz, die Erinnerung an die honigwarme Stimme ihres Vaters wurde schwächer. Afrika versank im Dunst der Ferne, und bald dachte sie nur noch an diesen Kontinent, wenn etwas darüber in den Nachrichten erschien.

Sie beendete die Schule mit einem Einser-Abitur, studierte Biologie und bekam einen sehr guten Vertrag bei einem Kosme-

tik-Forschungslabor, zu dessen Leiterin sie erst kürzlich aufgestiegen war. Kurz danach lernte sie Frank Börnsen, einen begabten Informatiker mit einer Passion für mittelalterliche Kunst, ganz zufällig auf einer Kunst-Messe kennen und verliebte sich unsterblich.

Ihr Himmel hing voller Geigen, ihre Zukunft war strahlend, und selbst ihre Mutter, die Frank in ihr Herz geschlossen hatte und die von Enkelkindern träumte, gewann neue Lebensfreude.

Bis zu jenem heißen Julitag 2008.

Der Tag, an dem sie nicht nur ihre Vergangenheit, sondern auch ihre Zukunft verlor. Der Tag, an dem ihr Leben in freien Fall geriet.

Anita erstarrte. Der Gedankenfluss war sachte über sie hinweggerauscht, und sie hatte gar nicht wahrgenommen, dass sie sich dieser gefährlichen Klippe näherte. Es half ihr nicht, dass sie sich jetzt mit aller Kraft gegen den Sog stemmte. Ein Strudel von Bildern zog sie unaufhaltsam hinunter in bodenlose Schwärze. Franks Gesicht schwamm in der Dunkelheit, sie hörte seinen Aufschrei und dann den Aufprall vom Mastbaum und dieses grauenvolle Geräusch, als wäre eine Kokosnuss geplatzt.

»Ich will nicht, ich will nicht, ich will nicht ...«, sagte sie schweigend vor sich hin, zum Schluss sagte sie es sogar laut. »Ich will nicht, ich will nicht!« Die Worte verdichteten sich in ihrem Kopf zu einem rasenden Wirbel. Sie klammerte sich daran, konzentrierte sich nur darauf, wollte nicht in den Sumpf dieser fürchterlichen Tage abgleiten. Irgendwo hatte sie über die Taktik gelesen, und meistens funktionierte die gnädigerweise auch. Aber heute gelang es ihr nicht. Der Strudel riss sie mit sich.

»Ich will nicht ...«, schluchzte sie laut.

»He, was ist los mit Ihnen?« Die raue Stimme von Dirk Konrad, dem Kameramann, drang zu ihr durch. Er beugte sich von seinem Sitz in luftiger Höhe herunter und berührte sie an der

